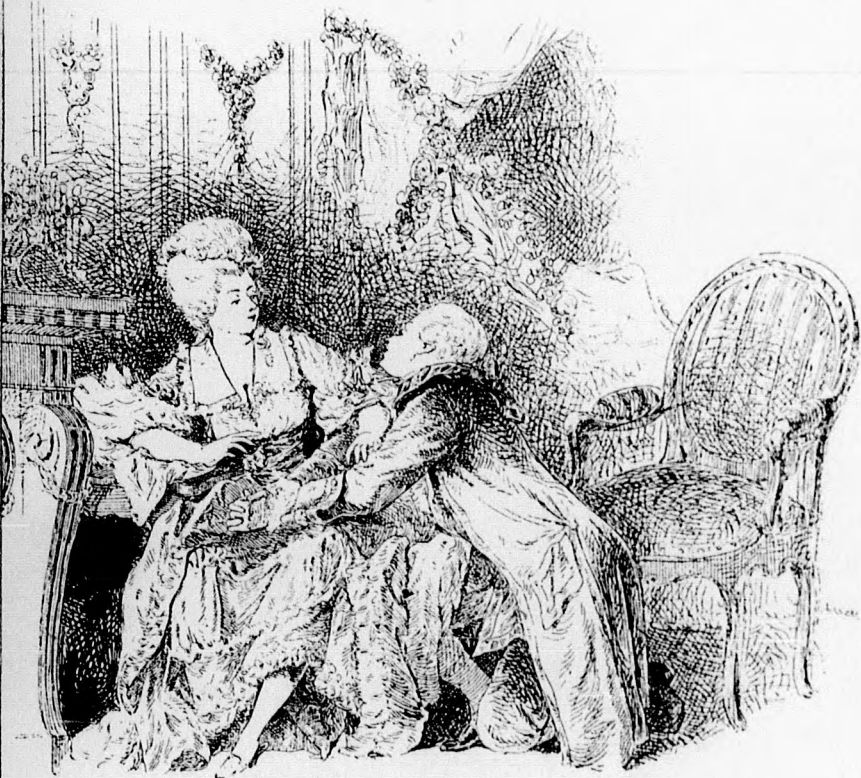


Er scheint in 18 Heften à 50 kr. ö. W. (für Oesterreich-Ungarn) = 90 Pfennige (für Deutschland).
Für alle anderen Länder erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portofuschlag.



Der Schreibtisch.

Ein Rocco-Stück.

Als Graf René von Taraloup an einem hellen Julimorgen in einem auf Säulen ruhenden, mit einem Himmel von altem, himbeerfarbenem Sammet versehenen Bette erwachte, als er sich in einem Gemach mit dunklem Getäfel sah, das mit hohen, braunen Schränken möblirt war, zwischen vier Wänden, wo Portraits von Kapitänen mit gefälten Manchetten mit Waffen-Arrangements abwechselten, glaubte er einen Augenblick das Spielzeug eines Traumes zu sein. „Aufgepaßt, sagte er sich, ich träume, daß ich der Herr Herzog von Guise

bin. Ich will mich nicht rühren; man wird mich ermorden, Das kann lustig werden.“

Von der Höhe der Zimmerdecke, wo starke Balken quer durcheinander liefen, irrten seine Augen einen Moment über die Wandtapeten hin, auf welchen Personen in lang herabwallenden Oberkleidern zu sehen waren, die in höflicher Haltung in einem Parke lustwandelten . . . Und nun erinnerte er sich plötzlich an Alles; wie er am vorhergehenden Abend auf dem Edelsitze Trembles angekommen war, welchen seine Tante Sauvain ihm vermacht hatte; wie er zwölf Stunden

in diesem mittelalterlichen Gemach geschlafen habe und daß er Nachmittags den Notar empfangen müsse, um einige unklare Punkte des Testamentes ins Reine zu bringen und seine Unterschrift zu geben.

Die Tante, Baronin Sauvain, war eine vortreffliche und fromme Frau gewesen und wie die Landleute der Umgebung sagten, „hatte die heil. Jungfrau Maria geweint wie ein Kalb, als die Baronin todt war.“ Zahllos waren die Wohlthaten, mit welchen sie nicht bloß Trembles, sondern auch alle benachbarten Dörfer überschüttet hatte. Im Winter kleidete sie die nackten Kinder, strickte sie selbst dicke wollene Strümpfe für die Greise, gab ihre Börse den Nothleidenden und widmete ihre Pflege den Kranken. Hätte nicht die Scham sie zurückgehalten, sie hätte auch ihre Röcke und ihr Hemd hingegeben. Fünfundzwanzig Jahre hindurch — so lange wohnte sie in Trembles, wo sie trotz ihrer hunderttausend Livres Renten ein sehr einfaches Leben führte — war ihr Name der verehrteste in der Gegend; keine Bäuerin sprach ihn aus, ohne hinzuzufügen: „Daß Gott der Herr sie segnen möge!“

Während er ein elegantes Morgen-Kostüme anlegte, dachte René an das gottesfürchtige und mildthätige Leben, welches die verehrungswürdige Dame, fern von dem Geräusch und dem eitlem Treiben der Welt, hier geführt haben müsse. Wie oft hatte sie in rührender Verzweiflung zum Himmel emporgeblickt, wenn man ihr von diesem Neffen sprach, den sie trotz seiner Thorheiten und seiner Verschwendungen so sehr liebte! Ach, welche Kluft zwischen dem Leben Beider!

In ähnliche, bei ihm sonst sehr seltene Gedanken vertieft, ging René in den Park hinab, um sich da in der Morgenfrühe zu ergehen. Doch wollte er vorher noch, in einer Regung der Pietät, das Zimmer sehen, in welchem seine Tante gestorben war; das bescheidene Gemach, wo er als Kind gespielt hatte zu den Füßen der theueren Dame, die an ihrem Schreibtische saß — an einem kleinen, weiß getünchten, in die Wand eingelassenen Schreibtische — und da die lange Liste ihrer milden Spenden durchsah, worin sie, wie in allen Dingen, große Ordnung hielt. „Ohne Ordnung kommt man zu nichts“, pflegte sie zu sagen. „Auch die Natur hält überall Ordnung und sei es sicher, daß auch dort oben ein Heiliger beim Hauptbuche sitzt.“

Als René dieses Gemach betrat, das den angenehmen Geruch einer Obstkammer hatte, ward er von einer unerklärlichen Bewegung ergriffen und die Thränen traten ihm in die Augen. Wenn man auch ein zügelloser Lebemann gewesen, den Scheitel entfiedert hat, der Magen von allen pikanten Tunken verdorben ist; wenn man auch die Confetti zur Geliebten gehabt und sich mit Herren duellirt hat, deren Frauen keinen Pfifferling werth waren, so schlummert im Grunde der Seele doch das Kind von ehemals. Die geringste aufrichtige und heilsame Nahrung kann in einem Augenblicke, wo man sich dessen am wenigsten versieht, die seligen Wunden der Erinnerung öffnen, welche die Zeit niemals gänzlich verharshen läßt.

Mit heiliger Scheu ließ René sich auf einem niedrigen, mit Tapissierie bedeckten Sessel nieder, vor dem Schreibpulte, dessen Deckel er zurückgeschlagen hatte. Rechts und links saßen vier Schubfächer mit Knöpfen von Kupfer über einander;

hier zeigte ein kreisrunder Fleck auf dem Holze den Platz, wo das Tintenzeug gestanden hatte; da lagen einige rostige Federn neben einem Briefumschlag, weiterhin einige Tropfen Siegelwachs; kurz, das alte Möbelstück athmete noch, lebte noch.

René schickte sich an, den Deckel wieder zuzuklappen, als er an einer Stelle, die ihm abgewetzt schien, mit dem Finger tippend, fühlte, wie eine Feder spielte und die Holzplatte sich verschob, um ein kleines Versteck bloßzulegen, in welchem ein in blaue Moire gebundenes, kleines Schreibheft lag.

Als der erste Augenblick der Verblüffung vorüber war, bemächtigte sich der Graf seines Fundes, an der hohen, festen Schrift erkannte er eine weibliche Hand aus dem achtzehnten Jahrhundert. Da er eine geheimnißvolle Beichte aus der Feder einer schönen, gepuderten Sünderin von ehemals witterte, schloß er sich in seinem Zimmer ein, wo er fünf Minuten später um ein Jahrhundert zurückversetzt, mit glühendem Kopfe die folgenden Blätter verschlang.

Paris, 29. April 1782.

Ich liebe Herrn von Rémy Ich habe es mir gesagt; ich habe es ihm gesagt; es ist daran nicht mehr zu zweifeln. Ich fühle, daß ich mir viel Herzleid zuziehen werde. Und warum? Mein Gott! dieses „Warum“ pflanzt sich in unserm Leben fast bei jedem Schritte auf, bei Dingen, die immer eines unverständlicher sind, als das andere.

Warum habe ich, Claire von Taraloup, vom ersten Tage angefangen, da ich den Chevalier gesehen, eine köstliche Bewegung gefühlt, die sich meiner immer mehr bemächtigte? Als er mir zum ersten Male erschien, glaubte ich, er trage sein Herz in seinen schönen Augen, so sehr schimmerten diese in einer heißen, durchdringenden Flamme, die meine Seele ergriff und da arge Verheerungen anrichtete. Warum liegt in seinen Bewegungen ein so eigenthümlicher Reiz, in seiner Haltung eine so geschmeidige Anmuth? Warum hat Amor ihm die Wade eines Prinzen, die Hand eines Abbé und einen Fuß gegeben, der dem meinigen gleicht, abgesehen von seinem Geiste, der demjenigen eines Bernis gleichkommt? Wenn er spricht, trinke ich seine Worte, und wenn er lächelt, ist's, als bewegten sich seine Lippen, um einen Kuß anzubieten. Kurz: ich liebe ihn und verlange nach ihm über alle Maßen. Ob er gehe, stehe oder sitze: ich finde ihn reizend, — und liegend muß er ein Gott sein! Wir werden ja sehen.

Alles ist bereit zum Opfer. Da er weiß, daß ich ihn liebe, hat er mir versprochen, mir dafür dankbar zu sein, daß ich daran sterben soll. Wie süß wird es sein, unter Ihren Streichen zu fallen, Chevalier!

Doch, ich höre den Wagen meines Vatters. Es gilt jetzt wieder auf die Erde hinabzusteigen. Gott, was sind unsere Ehemänner albern!

*

3. Mai 1782.

Herr von Taraloup fährt heute Nachmittags nach Versailles, von wo er erst binnen fünf Tagen zurückkehren will. Was wird inzwischen aus seiner Ehre werden? Ich zittere, wenn ich nur daran denke. Der Arme ist verloren; ich fühle Dies so sehr im voraus, daß ich nicht zwei Sous für seine Haut geben möchte. Er hat es so wollen. Es hat nur an

ihm gelegen, seine Nächte nicht bei den Tänzerinnen der Oper und anderen Dirnen zuzubringen, wie er es seit den vier Jahren thut, die wir angeblich mit einander verheirathet sind. Er hat es wohl verdient, daß ich ihm mit dem Chevalier eine Lektion gebe. Zwischen den Beiden ist ein Vergleich dermaßen unmöglich, daß alle Welt es natürlich finden wird, wenn ich in meiner Wahl nicht geschwankt habe. Und schließlich thue ich nichts Schlimmeres als Frau von Lestrade, Frau von Trainou, Frau von Mibelle und alle Anderen, deren Gatten weit mehr werth sind, als Sie, mein Herr Graf von Taraloup!

Soeben übergibt mir meine Kammerfrau Boston einen Brief des Chevaliers, der mich in arge Verwirrung und zugleich in große Heiterkeit versetzt. Ich habe den Brief schon dreimal gelesen und werde ihn wieder lesen. Der Brief lautet:

„Gräfin, ich kann Ihnen unmöglich die große Ungeduld beschreiben, mit welcher ich mein Glück kommen sehe, welches durch die unverhoffte Abreise des Grafen noch beschleunigt wird. Die Götter der Liebe sind auf unserer Seite. In dem Augenblicke, da ich Sie besitzen soll, empfinde ich mehr als je die kostbare Günst, die Sie mir zuzuwenden die Guld haben und auf deren Höhe zu erhalten ich mich in allen Punkten bestreben werde. Man sagt, nichts komme den Anfängen der Liebe gleich und die Verwirklichung der theuersten Wünsche bleibe noch hinter dem Traume zurück, den man geträumt. Ich kann diese Lasterung nicht glauben in dem Augenblicke, da Sie mir gestatten, die Unrichtigkeit derselben mit dem Finger zu berühren. Schwer können Sie sich vorstellen, in welchem Zustand Sie mich versetzt haben. Ich bin gleichzeitig der unruhigste und der siegreichste der Männer. Die göttliche Stunde, die so schnell vorübergehen wird, möchte ich beschleunigen und verzögern zugleich. Ich weiß, was ich will und glaube zu wissen, was ich kann; aber von Zeit zu Zeit erfaßt mich eine Beklemmung bei dem Gedanken an eine vorübergehende Schwäche, für welche ich angesichts der Erscheinung Ihrer vollen, strahlenden Schönheit nicht verantwortlich gemacht werden könnte, weil sie es ist, der das Uebel zugeschrieben werden müßte. Für den Fall, als die unwiderstehliche Gewalt Ihrer Schönheit Verwirrung in meinen Ansturm bringen sollte, setze ich meine Hoffnung wieder nur auf diese Macht, die es bewirken wird, daß ich mit dem Säbel in der Faust die Standarte wieder schwingen werde, die sich ja nur aus Respekt gesenkt haben wird. Doch ich zweifle ebensowenig an Ihrem Edelmuthe, wie an meiner Kraft und ich möchte schon zu Ihren Füßen liegen, welche die meinigen im Geheimen so oft gepreßt haben. Heute Abend um zehn Uhr werde ich bei Ihnen sein. Ach, Gräfin, wie sind die Stunden so lang für Denjenigen, der nach Ihnen begehrt!“

*

3. Mai 1782.

Es ist geschehen. Seit gestern habe ich einen Liebhaber. Eine seltsame Sache und ein seltsames Wort, in welchen eine gewisse, mir unerklärliche Traurigkeit sich birgt. Seit gestern gibt es also einen Mann in der Welt, der — wenn ich ihm glauben darf — auf einen Wink von mir bereit ist, sich zu tödten. Wir sind nun zu Zweien und ich fühle mich einsamer denn je. Er schwört mir, daß er mich anbeten werde bis zu

seinem letzten Athemzuge; er überhäuft mich mit Bethenerungen und Küssen, — und Aldies wofür? Weil ich ihm einige Augenblicke Vergnügen gewährt habe, ein Vergnügen, bei welchem ich in seinen Augen vielleicht nicht einmal das Verdienst der Neuheit habe, da er es mit vielen Anderen schon genossen, deren Brust er mit denselben Thränen der Dankbarkeit benetzt hat. Wie wenig ernst sind doch Schwüre der Liebe, des Schutzes, der ewigen Treue zu nehmen, da eine so geringe und erbärmliche Sache wie die flüchtige Erregung der Sinne genügt, um sie einem Manne in seinem glühenden Eifer in den Mund zu legen! Ach, an diesen vergänglichen Rausch einer Minute knüpfen sich alle Freuden und alle Kümmernisse unseres Daseins! Welche Thorheit! Warum haben wir Herzen, oder vielmehr: warum haben unsere Seelen Körper? Bevor ich mich dem Chevalier hingab, dachte ich nur an den Rausch, von welchem mein Opfer begleitet und belohnt sein werde; ich verbieth mir für „nachher“ ein Ueberschäumen der ungetrübten Freude, Berge und Wunder der Glückseligkeit. Und siehe! anstatt dem Geliebten Dankeshymnen zu singen, fühle ich mich im Gegentheil in sehr elegischer Stimmung, fühle ich eine Niedergeschlagenheit, die mich schier an Neue glauben ließe, wenn ich den Chevalier nicht mit aller Kraft liebte und bereit wäre, ihm von Neuem die Ehre des Grafen preiszugeben.

Nicht ohne eine gewisse geheime Wonne kann ich mich der Art und Weise erinnern, wie er vorgestern Abend einen Sieg zu erringen wußte, der ihm allerdings nicht allzuschwer wurde, da ich seinen Anschlägen auf halbem Wege entgegenkam. Wir befanden uns in einem köstlichen Rundgemach, welches mit jenem Brocatelle-Stoff in matten Farben möblirt war, wie er jetzt in den Boudoirs so sehr beliebt ist. In großen, blauen Vasen standen Blumen, welche die Luft mit balsamischen Düften erfüllten und bewirkten, daß man das Bischen Vernunft verlor, das man noch bewahrt hatte. Auf einer Console standen zwei Lampen, welche ein mildes, geheimnißvolles Licht verbreiteten, gerade genug, um sich sehen zu lassen, ohne allzusehr zu erröthen. Rings um das Gemach liefen weiche Sophas, ausgerüstet mit Kissen und Seidenpolstern, um das Gewicht des Falles zu mildern. Ein lackirter Schreibtisch und zwei Lehnstühle vervollständigten die Einrichtung dieses geschlossenen, wollüstigen Nestes, das für das freie, furchtlose Vergnügen wie geschaffen war.

Noch sehe ich mich auf dem Sopha sitzen, das so hoch war, daß meine Beine kaum den Boden berührten, als der Chevalier kam und zu meinen Füßen auf dem Teppich niederhockte. Anfänglich war er zärtlich und flehete, noch immer respektvoll, wenngleich in Leidenschaft erglühend, bis zu dem Augenblicke, da seine Hände auf den Einsall kamen, mitzuthun. Trotz aller Fächerschläge, die ich nach ihnen führte, um sie für ihre Kühnheit zu strafen, erneuerten sie mit stürmischem Eifer ihre Forscherfahrten. Auf die Gefahr hin, für eine schamlose Person zu gelten, will ich gestehen, daß dieses Spiel mir nicht mißfiel und daß die Kühnheiten des Chevaliers mir nur ein Beweis großer Zärtlichkeit dünkten. Was hat übrigens die Züchtigkeit hier zu schaffen? Als junges Mädchen im Kloster hörte ich davon reden; heute wissen wir nicht mehr, was dies sei und wenn mir zufällig davon etwas geblieben ist, muß dieses Nestchen arg mitgenommen worden sein . . .

Während der Chevalier rechts und links manövrierte, flüsterte er mir die zärtlichsten und köstlichsten Dinge zu, welche ich selbst diesem Tagebuche nicht anvertrauen will, das nur zu viel schon weiß. Die Sanftheit seiner Blicke milderte die Kühnheit seiner Worte, wie das Einschmeichelnde in seiner Stimme das Unerwartete seiner Liebesfugungen entwarf. Ich erwiderte ihm nach Kräften und hatte dabei nur die einzige Sorge, ihm möglichst viel zu geben, mit dem Anschein, mir möglichst wenig nehmen zu lassen. Er begriff mich, wir begriffen uns; er las in meinen Gedanken, ich sah deutlich das Ziel der seinigen und das vollkommene Einverständnis, in welchem wir uns befanden, ward noch gekräftigt durch das reizende Konzert unserer Seufzer und unserer Küsse. Ach, die Liebenden sind so glücklich! Wozu noch das Uebrige niederschreiben? Waren wir nicht an jener äußersten Grenze angelangt, wo der erbitterteste Kampf ein Ende haben muß? Ach, allzu kurze Freuden! Entzücken eines Augenblicks! Einem unbekanntem Glück erliegend, das ich bisher nur in meinen Träumen gekannt, ward ich von meinem Besieger in das anstoßende Gemach entführt, wo wir in einer letzten Umarmung auf das große Bett niedersanken, der ganzen übrigen Welt vergessend . . .

*

4. Mai 1782.

Bin ich glücklich? Ja und nein. Mehr nein als ja. In allen Dingen hienieden gibt es nur das „Gestern“. Man kann sich der Liebe nicht vollkommener opfern, als wir es gethan haben, Rémy und ich, und es ist, als hätten wir nichts gethan. Seitdem wir uns so intim zusammengeschlossen, fühlen wir, daß eine Wüste uns trennt. Ist dies das Resultat und die Sühne des uns so theuren Wahns? Liebe, Liebe! Bist Du wirklich nur ein Wort? Bist Du wie der Wind, den man nicht sehen und nicht fassen kann und der doch mächtiger ist, als der Mensch? Wo findet man Dich, wenn Du neulich nicht warst in unseren flammenden Augen, in unseren mit einander verschmolzenen Lippen, in unserer feuchenden Brust? Warum bin ich vernichtet, ehe ich gesättigt bin? warum diese Ernüchterung, kaum daß unsere Blumen gepflückt, unsere Becher geleert sind? Wir werden es niemals erfahren und neue Wonnen werden es uns nicht lehren.

*

5. Mai 1782.

Gestern war ich mürrisch, heute scheint mir wieder die Sonne; einige Stunden, in Gesellschaft meines Freundes zugebracht, haben genügt, um alle meine Grillen zu verjagen. Die Sache ist aber auch gar zu drollig und fast ebenso — galant wie drollig. Es handelt sich um einen kleinen Boudoir-Schreibtisch, welchen mein Freund mir zum Geschenke gemacht hat und bei dessen Anblick ich vor Ueberraschung schier umfiel, nachdem ich früher das Möbelstück gar nicht beachtet hatte. „Fürwahr, mein Freund,“ sagte ich ihm, „Du machst mir da ein seltsames Geschenk, welchem es an einer gewissen Imperienz nicht fehlt. Ich glaube nicht, daß es in der Welt — selbst bei den Türken — ein Einrichtungsstück geben könnte, welches unanständiger wäre und mehr geeignet, uns die Augen

niederschlagen zu lassen.“ Er begnügte sich zu lachen und wir betrachteten es dann lange. Um offen zu sprechen, ist es das tollste, wunderlichste und reizendste Ungeheuer, das man sich vorstellen kann; und wer nur einen Blick auf die Malereien geworfen hat, die es bedecken, ist besleckt und verdammt und bedarf mindestens der Absolution des Papstes, um sich reinzuwaschen. Man denke sich vor Allem im Mittelpunkte . . . Doch nein; ich will es nicht versuchen, die Liebes-Scenen meines Schreibpultes zu schildern; sie würden mir, während ich schreibe, zu sehr die einzelnen Phasen und Zwischenfälle einer Nacht ins Gedächtniß rufen, an welche ich ohnehin unablässig denke . . .“

*

29. November 1782. Sechs Monate später.

Wir waren überein gekommen, der Ritter und ich, daß er an dem Tage, an welchem er aufhören würde mich zu lieben, mir den kleinen Schreibtisch ganz einfach weiß überliefert zurücksenden würde. Heute Morgens erhielt ich denselben und ich gab den Trägern zwei Goldstücke für ihre Mühe. Wen werde ich nun anbeten für das Leben — bis auf Weiteres? Wer wird mir fürder versprechen, sich den Degen durch den Leib zu rennen und mir hernach die Sterne vom Himmel zu holen? Welches Boudoir wird unsere Lügen vernehmen? In welchem schönen Bette werde ich zu lieben, vor Glück zu sterben glauben und weinend aus meinem Traum erwachen? Das wissen meine bösen Engel; denn wenn es deren gibt, habe ich Paster genug, um mindestens ein Duzend derselben zu beschäftigen. Mein Tagebuch aber schließe ich. Seeben habe ich es durchgelesen und ich kann sagen: es ist nicht langweilig. Ich lege es in ein Versteck meines abscheulichen Schreibtisches, wo man es nicht entdecken wird. Eine für immer begrabene Liebe. Eine traurige Liebe! Als ich gestern einfältig genug war, in Gegenwart der Frau von Trainou zu klagen, daß sie nur sechs Monate gewährt habe, erwiderte sie: „Trösten Sie sich, meine schöne Freundin; — es ist damit, wie mit den Sichel; man schreibt mir von meinen Gütern, daß sie heuer sehr früh abgefallen sind.“

*

Hier schlossen die pikanten Aufzeichnungen der Frau von Taraloup, welche die Großmutter René's war und auf dem Blutgerüste starb, wie so viele Andere ihres Standes in jener traurigen Zeit. Glücklicherweise leben wir heute in einer anderen.

Lange saß René in Gedanken da, mit dem blau gebundenen kleinen Schreibhefte in der Hand und er dachte an die würdige Tante mit dem weißen Haar, die zwanzig Jahre an demselben Schreibtische gesessen, der unter der weißen Tünche solche Schrecknisse barg, und ihre Almosenbücher in Ordnung hielt . . .



Der Ader über das Weib.

Aphorismen aus der Sanskrit-Literatur, gesammelt von L. G.

Wohl kennt man ein Mittel, das überaus bewegliche Quecksilber zu binden, aber kein Mittel, ein Weiberherz zu fesseln.

*

Ist sie nicht zu seh'n, so wünscht man
Einzig nur, sie zu erblicken;
Wenn man sie erblickt, so wünscht man
Einzig nur sie zu umarmen;
Wenn man sie umarmt, begehrt man
Selig mit ihr zu verschmelzen!

*

Ein Kind, ein Fürst und auch — die Gattin fragen
nicht, ob man etwas hat oder nicht, sondern rufen fort und
fort: „gieb, gieb.“

*

Bei Ziegen und Pferden ist das Maul rein, Kühe sind
am Rücken rein, Brahmanen an den Füßen und die Weiber
am ganzen Körper.

*

Das Weib wird zugleich mit ihren Fehlern groß, wie
eine Schlingpflanze mit ihren Giftschößlingen.

*

Der Unehre Ursache ist das Weib, der Feindschaft Ur-
sache ist das Weib, des weltlichen Daseins Ursache ist das
Weib; darum soll man das Weib meiden.

*

Uns're Dichter traum, sind unverständlich,
Daß sie stets von schwachen Frauen singen;
Die mit flücht'gem Blick aus Schelmenaugen
Hohe Götter fesseln, sind die schwächlich?

*

Flüsse und Weiber haben einen Sinn:
Sie beide trachten zum Niederen hin.

Träumend gehst Du mir zur Seite . . .

Träumend gehst Du mir zur Seite,
Selten flüsterst Du ein Wort —
Nur die großen Augen sagen
Räthsel mir in einemfort.

Mit den großen Augen kannst Du
Sprechen, hören, zärtlich sein,
Denn Dein ganzes Seelenleben
Liegt in Deinem Blick allein.

Doch des Nachts bekommst Du Leben,
Wie das Echo bei dem Schuß:
All' die Räthsel Deiner Augen
Löst mir dann Dein Flammenkuß.

F. H. Kanowski.

Im Harem.

Humoreske von A. Herse.

In einem mit verschwenderischem Luxus ausgestatteten Salon
des vornehmsten Hôtels in Warschau saß eine kleine, aber
gewählte Gesellschaft von Damen und Herren aus der russi-
schen Aristokratie nach soeben beendetem Diner, rauchend und
plaudernd beisammen. Die Damen in elegantester Gesellschafts-
toilette, die Herren, zumeist Offiziere der Garde, in goldstrogen-
den Uniformen.

Gräfin N., eine bildhübsche, junge Blondine, hatte be-
reits wiederholt den Versuch gemacht, den Fürsten K., welcher
als interessanter Erzähler, namentlich bei den Damen, sehr be-
liebt war, zum Vortrage eines seiner zahlreichen Abenteuer zu
bewegen. Geschickt jedoch hatte der Fürst bisher noch alle An-
spielungen auf „Plewna“, „Schipta-Paß“ und dergleichen zu
überhören gewußt. Aber welche Eva-tochter hätte es nicht ver-
standen, selbst den gewandtesten Cavalier zu überlisten? Der
Oberst hatte den Rest seiner Zigarrette weggelegt und eine
neue noch nicht in Brand gesetzt. Diese Pause im Rauchen
war eine, mit sicherem Blicke von der schönen Feindin sofort
erkannte, schwache Stelle in der Gefechtslinie des Gegners. Sie
öffnete ein zierliches Etui aus feinstem Zuchtenleder, entnahm
demselben mit ihren rothigen Fingerspitzen etwas von dem aro-
matischen türkischen Tabak und ein viereckiges Stückchen Sei-
denpapier, und mit unglaublicher Behendigkeit drehte sie eine
regelrechte Zigarrette. Mit wie zum Kusse gespitzten Lippen
rauchte sie dieselbe an und überreichte sie grazios dem Obersten
mit den Worten: „Nun aber, bitte, die versprochene Geschichte!“
Der Oberst hatte gar nichts versprochen, aber jeder Widerstand
war nunmehr unmöglich geworden. In schweigender Unterwer-
fung ergriff er die zarte, schmale Hand seiner holden Gegnerin,
schlug nach russischer Sitte die dustigen Spitzen am Ärmel zurück
und küßte galant das entblößte, feine Handgelenk der Dame.

Die schöne Gräfin theilte nun frohlockend ihren endlichen
Sieg der erfreuten Gesellschaft mit und man machte es sich
auf schwellenden Polsteresseln und auf Schaukelstühlen so be-
quem wie möglich. Der Oberst strich sich, nach Art der Orien-
talen, einige Male bedächtig mit seiner wohlgepflegten Hand
über den langen, tiefschwarzen Vollbart, sog behaglich einige
Züge aus der Zigarrette ein, und nachdem er den Rauch in
kunstvollen Ringen von sich geblasen, begann er seine Erzählung:

„Es war im Herbst des Jahres 1877. Mein Regiment,
bei welchem ich damals noch als Rittmeister stand, hatte un-
weit von Odessa, in Nikolajew, die Winterquartiere bezogen.
Uns Allen lag noch der Feldzug in den Gliedern, welcher erst
einige Wochen zuvor nach dem Falle von Plewna sein Ende
erreicht hatte, und ich sehnte mich nach Erholung und Zer-
streuung. Ich nahm einige Wochen Urlaub und machte mich
nach Konstantinopel auf den Weg. Im Orient ist der Herbst
die schönste Jahreszeit zum Reisen, weil das Wetter am be-
ständigsten. Die Ueberfahrt über das schwarze Meer war herr-
lich, und wohlbehalten befand ich mich eines schönen Morgens
in dem von Christen am meisten besuchten Hôtel in Pera.

Der Andrang von Fremden war ungeheuer, denn wie

nach jedem größeren Kriege pulsirten Handel und Verkehr höher durch die während des Krieges gleichsam unterbundenen Adern des Weltlebens. Alles nur Denkbare wurde in industrieller Berechnung zur reichlich sprudelnden Quelle des Erwerbes; so auch das Geschäft der Fremdenführer und Dolmetsche. Der Angebote an jeden Zureisenden war Legion.

Von allen bei mir vorsprechenden Bewerbern um dies hochwichtige Amt sagte ein gut französisch sprechender Armenier mir am meisten zu, welchen ich für die Dauer meines Aufenthaltes in „der Pforte zur Glückseligkeit“ — wie die Befenner des Islam in ihrer blumenreichen Sprache die Hauptstadt gewöhnlich nennen — für mich engagirte.

Mein erster Ausflug galt dem „Goldenen Horn“, um von den Gewässern dieses großartigen Hafensplatzes aus, um die Serail-Spize in den Bosporus herumschiffend, zuerst einen Gesamtüberblick über die vom Ufer ansteigende Stadt zu erhalten. Das Panorama, welches sich mir, während ich in leichtem Boote durch die tiefdunklen Fluthen dahinglitt, unter den Strahlen einer glänzenden Sonne darbot, war von märchenhafter Pracht. Ein förmliches Lichtmeer wogte über den vergoldeten Kuppeln zahlloser Moscheen, Minarets und griechischer Kirchen, und man vermag den Gedanken kaum zu fassen, daß unter so viel sinnberauschendem Glanze so viel Schmutz und Elend in den Straßen darunter lagert. Unsere Fahrt ging das Ufer entlang — hart an Villen und Palästen der Großen des Reiches vorüber — wobei die von unserem Rachen verursachten Wellen sich leise plätschernd an den in das Wasser hineingebauten massiven Umfriedungen dieser Grundstücke brachen. Hinter diesen Mauern sollten sich, nach Angabe meines Armeniers, die vornehmsten Harems befinden und neugierig versuchte ich einen Blick hinter die Mauern zu werfen, wenn sich eine der darin angebrachten kleinen Pforten öffnete, um tiefverschleierte Frauengestalten, begleitet von ihren Wächtern, zu einer Gondelfahrt herauszulassen.

All die Erzählungen von „Tausend und eine Nacht“ fielen mir dabei ein. In jeder dieser verhüllten Schönen vermuthete ich eine Scheherezade, und im Scherze sprach ich zu meinem Armenier den Wunsch aus, wohl auch einmal in die Geheimnisse eines solchen Harems einen Blick thun zu dürfen. Zu meinem größten Erstaunen hielt mein gefälliger Cicerone diesen Wunsch durchaus nicht für unerfüllbar. „Wenn Sie“ — bemerkte er — „die Sache sich einiges Geld kosten lassen wollen, so würde ich im Stande sein, Ihnen die Gelegenheit zu verschaffen, von sicherem Verstecke aus, während einiger dunkler Nachtstunden, das Treiben im Inneren eines Harems ungestört beobachten zu können; jedoch, wie schon gesagt, ansehnliche Bestechungen bei der Dienerschaft des Pascha würden erforderlich sein, und — Muth gehört auch dazu, denn ein unglücklicher Zufall könnte bei dem Unternehmen die größte Lebensgefahr zur Folge haben.“

Welch ein Menschenkenner mußte der Armenier sein, daß er geschickt gerade die Saite meines Charakters zu berühren verstand, welche in mir stets am lautesten widerhallte: eine Gefahr reizte mich damals noch mehr wie heute und um keinen Preis wäre ich nunmehr von dem Wagniß zurückgestanden.

Ich erwiderte meinem Führer daher sofort, daß es mir

auf zehn „Katharinka's“*) nicht ankommen solle, wenn ich dafür zu schauen bekäme, was bis jetzt nur wenige Ungläubige gesehen.

Drei Tage waren bereits seit diesem Gespräche verstrichen, ohne daß der Armenier einer Haremsbesichtigung gedacht hätte, und ich begann schon meine Zusicherung für eine leere Prahlerei zu halten, als am Abende des dritten Tages, gleich nach Sonnenuntergang, mein Führer unvermuthet erschien und mir geheimnißvoll bedeutete, mich nach Ablauf einer Stunde für die verabredete Expedition bereit zu halten.

Die nöthigen Vorbereitungen waren schnell getroffen. Ich legte einen einfachen grauen Touristenanzug an, in dessen einer Seitentasche ich für alle Fälle einen kleinen, aber sehr sicheren Revolver verbarg, und hüllte mich in einen leichten Regenmantel, da sich der Himmel stark bezogen hatte.

Pünktlich stellte sich der Armenier ein.

Im Gegensatz zu den hell erleuchteten Räumen des Hôtels umging uns auf der Straße tiefe Finsterniß; doch bald gewöhnt sich das Auge und wir kamen verhältnißmäßig schnell zum Quai hinab. Hier wartete bereits ein vom Armenier vorher bestellter Schiffer auf uns.

Es begann zu regnen und als ich mich im Rahne zu rechtgesetzt, zog ich die Kapuze am Regenmantel über den Kopf.

Zuerst ging die Fahrt in Windungen zwischen im Hafen verankerten Schiffskolossen hindurch, dann kamen wir in freies Fahrwasser und glitten bald dicht an Mauerwerk dahin. Mehrere der niedrigen Pforten hatten wir bereits passirt, da hieß der Armenier den Bootsmann kurz vor einem solchen Thorbogen stoppen und den Rachen hart an die Mauer anlegen.

Gleich darauf vernahm ich von oben her einen raspelnden Ton, als wenn harte Laue über eine scharfe Kante schleifen und einige Augenblicke später fühlte ich nasse Stricke mir um den Kopf baummeln, welche sich bei näherer Besichtigung als eine Art roh zusammengekniüpfte Leiter erwiesen. Die Situation sofort erkennend, zog ich die primitive Strickleiter fest an mich heran, so daß der Armenier daran emporzusteigen vermochte und in der Dunkelheit über mir bald verschwand.

An den verminderten Schwingungen der Stricke in meinen Händen merkte ich, daß der, wie es schien, seemännisch gewandte Kletterer am Ziele seines lustigen Spazierganges angelangt war und bald hörte ich auch seinen leise an mich gerichteten Zuruf, ihm zu folgen.

Der Regen war unterdeß bedeutend stärker geworden, auch hatte sich ein unangenehmer Wind erhoben; mit unheimlichem Brausen klatschten die hochgehenden Wellen an die Mauer und unser leichter Rachen schwankte äußerst ungemüthlich umher, obgleich der Schiffer ihn an aus dem Wasser hervorragenden Pfählen ziemlich sicher zu befestigen vermocht hatte. Der Schiffer nahm nun meinen Platz zum Halten der Leiter ein, und ich schickte mich an, ebenfalls den unsicheren Aufstieg anzutreten. Da ich gerade nicht zum Matrosen ausgebildet worden bin, so wurde es mir schon nicht leicht, überhaupt nur auf den regennassen und in Folge dessen sehr glatten Stricken festen Fuß zu fassen. Gleich beim ersten Versuche fiel ich schon zu-

*) Katharinka nennt man in Rußland gewöhnlich die Banknoten über hundert Rubel, da auf diesen Scheinen gewöhnlich das Portrait der Kaiserin Katharina angebracht ist.
Ann. d. Verf.

rück und wäre aus dem schlüpferigen Rahne unfehlbar über Bord gegangen, wenn mich der Schiffer nicht noch rechtzeitig aufgefangen hätte. Der zweite Anlauf glückte besser und nach ungefähr zwanzig Stufen mühevollen Steigens fühlte ich den oberen Rand der Mauer unter den Händen. Jenseits war die Höhe der Mauer nicht beträchtlich, so daß ich mich ohne Weiteres bequem hinablassen konnte, und erleichtert athmete ich auf, als ich wieder festen Boden unter den Füßen fühlte. Außer dem Armenier fand ich noch ein zweites, stark türkisch also verdächtig aussehendes Individuum vor, welches mir jedoch von meinem getreuen Cicerone als der Gärtner der Besitzung, und als in unsere Pläne eingeweiht, bezeichnet wurde. Nach kurzem Kriegsrathe, an welchem ich jedoch keinen Antheil nehmen konnte, da er türkisch gepflogen wurde, nahm man mich in die Mitte und wir schritten vorsichtig zuerst durch einen Laubgang, dann schlüch wir uns, wie Indianer auf dem Kriegspfade, am Rande eines freien Platzes unter überhängendem Buschwerk entlang, bis wir, um eine Ecke bieugend, vor einem hohen, dunklen Gebäude standen.

Nur einige hoch angebrachte Fensteröffnungen befanden sich in dem Hause. Eine derselben war hell erleuchtet und hatte, wie dies überhaupt im Oriente der Fall ist, statt der Glasscheiben ein eingespanntes Gewebe von feiner Gaze.

Flüsternd theilte mir der Armenier mit, daß hinter diesem erhellen Fenster die Favoritin des Paschas ihren Empfangsalon habe.

Bis dicht unter das Fenster aufgeschichtet lag ein Haufen Stangen und Latten, wie solche zu Spalieren für Obst und rankende Gewächse benutzt werden. Geräuschlos gelang es mir darauf emporzuklimmen und vorsichtig kauerte ich mich vor dem Fenster nieder.

Beim ersten Blick, welchen ich in das Innere des Gemaches warf, hätte ich mich fast durch einen Ausruf des Erstaunens verrathen, so überrascht war ich von dem feenhaften Bilde, welches sich mir darbot.

Ein mittelgroßer Raum wurde von einer Ampel, welche man mit hellblauer Seidengaze leicht umhüllt hatte, matt erleuchtet. Den ganzen Fußboden bedeckte ein goldschimmernder Teppich mit orientalischen Mustern. Die Wände hinauf zogen sich Draperieen aus hellblauer Seide, welche, an der Decke bis zur Mitte zusammenlaufend, sich zu einer Kuppel wölbten, und übersätet war das Ganze mit eingestickten, goldenen Sternen.

Nur ein Eingang war mir zur Rechten sichtbar; eine hohe, bogenförmige Oeffnung, von schweren Portieren verschlossen. An den Wänden standen sehr niedrige Divans, deren schwellende Polster ebenfalls mit hellblauer Seide überzogen waren. Andere Möbel waren nicht vorhanden.

Auf den weichen Polstern, dem Eingang gegenüber, lagen und saßen in den verlockendsten Stellungen vier junge Frauengestalten, welche mir in ihrer geschmackvollen türkischen Nationaltoilette, gehoben durch die mattblaue Beleuchtung, so zauberisch schön vorkamen, wie ungefähr die Gläubigen, nach der begeisterten Schilderung ihres Propheten, sich die Houris im siebenten Himmel vorstellen mögen. Die Eine lag — „Position Kleopatra den Antonius erwartend“ — auf dem Divan hingelegen; anscheinend war sie die Favoritin und Herrin des

Gemaches — die Uebrigen lagen und saßen in malerischen Stellungen um die Herrin gruppiert.

Kleopatra — wie ich die Favoritin fortan nennen will — klatschte drei Mal in die Hände, und herein stürzten acht hübsche Negerknaben, von denen vier niedrige, runde Tische trugen, welche sie geschäftig vor je eine der Schönen stellten; die Uebrigen brachten auf großen Tabletten Zuckerwerk, Früchte und Getränke geschickt balancirend herbei, welche Sachen sie, wie einst dienende Pagen in der Zeit ritterlicher Minne, ihren Gebieterinnen knieend zur Auswahl darboten.

Munteres Geplauder hatte sich bereits unter den holden Damen entwickelt, und Kleopatra war gerade im Begriff, eine neben ihr lehrende Laute zu ergreifen, als zwei greuliche, dickwanstige Eunuchen in bunter, reicher Kleidung, mit mächtigen, krummen Säbeln quer im Gurte über den dicken Bäuchen, hastig eintraten und, zu beiden Seiten des Einganges sich aufstellend, die Portièren weit geöffnet emporhielten.

In Eile hatten die Damen sich erhoben, um mit über der Brust gekreuzten Armen und demüthig gesenkten Hauptes ihren Herrn und Gebieter zu erwarten.

Eine peinliche Spannung hatte sich meiner bemächtigt; da endlich trat er über die Schwelle, der Allgewaltige — und a tempo warfen die Frauen sich vor ihm auf die Erde, mit der Stirn fast den Teppich berührend. Die Eunuchen verschwand und der Pascha, ein kleiner, feister, unsäglich verlebt aussehender, schon bejahrter Herr, watschelte in seinen Schnabelschuhen schwerfällig an den regungslos vor ihm liegenden Frauen vorüber, sie mit blöden Augen überschauend, zum Divan an der Wand mir gegenüber, auf dem er sich stöhnend und feuchend niederließ.

Nun erst wagten die Schönen ein wenig aufzuschauen und nachdem ihnen der Pascha mit der Hand nachlässig ein Zeichen gegeben, nahmen sie ihre vorhin verlassenen Plätze wieder ein.

Auf ein dreimaliges Händeklatschen des Paschas tummelten sich mehrere von den Negerknaben herbei und bedienten den Gebieter auf dieselbe Weise, wie vorhin die Damen, nur daß noch der Eine eine lange Tabakspfeife herbeischleppte, welche ein Anderer mit einem bereit gehaltenen Fidibus in Brand zu setzen behilflich war.

Der Regen war stärker geworden; in Strömen goß er auf mich — dort draußen auf den harten Stangen — herab; doch achtete ich dessen nicht; zu sehr fesselten mich die Vorgänge im Harem. Jetzt entwickelte sich eine Art Cour, indem unter Vortritt der Favoritin die graziösten Geschöpfe vor dem Pascha vorbeidestilirten, dabei bemüht, ihre Reize in das vortheilhafteste Licht zu stellen.

Gleichgiltig rauchte der Pascha weiter, seine Truppen für die Wollust wie einen altgewohnten Gegenstand musternd, auch blieb er völlig apathisch, wenn bei dem sich wiederholenden Vorbeimarsche abwechselnd eine der Damen an ihn herantrat, um ihm in den demüthigsten Stellungen die Hand oder den Saum des Rockes zu küssen.

Endlich mußte der Pascha schlüssig geworden sein, welche der Damen für diese Nacht beglückt werden sollte; denn plötzlich legte er den qualmenden Tschibuk bei Seite, ließ den türkischen Haustelegraphen, hergestellt aus seinen zwei Händen,

wiederum dreimal ertönen, und herein stürmte einer von den Negerkolden, ein grünseidenes Taschentuch — grün ist die Farbe des Propheten*) — hoch erhobenen Armes hinter sich her flattern lassend, welches er, beim Pascha angekommen, diesem knieend überreichte.

Die Damen waren wie aufgeschreckte Vögel zur Seite geflogen und stellten sich in der Mitte des Raumes in Reih' und Glied auf, die Arme wiederum über der Brust gekreuzt und das Haupt tief gesenkt. Der große Moment des Abends war gekommen. Mühevoll erhob sich der Pascha und auf den Negerknaben gestützt, schritt er in seinen schlappenden Schuhen schwerfällig die Front ab. Trotz seines matten Blickes erbeben die Schönen, sobald sie davon getroffen wurden, sichtlich. Da blieb der Pascha stehen und warf das Tuch der meiner Ansicht nach Unbedeutendsten zu, doch: — „de gustibus non est disputandum.“

Die kleine Person fing das süße Bekenntniß der Anerkennung ihrer Reize mit großer Geschicklichkeit auf, drückte es wie in Verzückung mit theatralischer Geste an die Lippen und warf sich darauf vor dem Pascha nieder, um ihm in überschwelliger Dankbarkeit die Füße zu küssen.

Dieser widerwärtige Anblick empörte mich derartig, daß ich, meine gefährliche Lage völlig vergessend, in die Höhe fuhr, dabei jedoch auf den nassen Stangen, welche durch den plötzlichen Ruck ins Rutschen kamen, ausglitt und Gefahr lief, hinunter zu fallen. Um nun den Sturz und das dadurch unbedingt erfolgende Geräusch der mir nachfallenden Stangen zu vermeiden, griff ich hastig nach dem einzigen festen Gegenstande vor mir, dem Fensterrahmen; bei dieser Gelegenheit verlor ich jedoch erst recht das Gleichgewicht, die Füße verloren auf den nachgebenden Stangen jeden Halt und kopfüber flog ich durch die prasselnd verfliegende Fenstergaze mitten in den Harem hinein.

(Schluß folgt.)

L i e b e s g l ü c k .

Der Mond steht hoch, die Thür' geht leis,
Der Buhle schleicht vom Liebchen,
Küßt einmal noch die Lippen heiß
Und auf der Wang' das Grübchen.

Noch einmal blickt er zum Fenster hinauf,
Verstohlen blicket sie nieder,
Ein letzter Gruß — dann eilt er fort,
Erinn'ung durchbebt ihm die Glieder.

Und wie er vor das Thor gelangt,
Stürzt er in's Gras, in's Feuchthe:
Wie heute, lispelt er entzückt,
Auch ferner, Mond, mir leuchte,

Dem, was der Liebe wahres Glück,
Doch die allein nur wissen,
Die sich in deinem Dämmerchein
Verstohlen Herzen und küssen!

Léon.

*) Man erzählt, daß beim Auftreten Mahomed's als Prophet er die Fahne aus einem grünen Unterrocke seiner Schwiegermutter herstellen ließ; — allen braven Schwiegerjöhnen zum Vorbilde. Ann. d. Verf.



Unrecht gethan.

Frau: „Was muß ich sehen? Du schäckerst mit unser'm Dienstmädchen herum?“

Man n: „Ach, Du lieber Himmel, wenn ich das arme Ding ein Bißchen um die Taille fasse, sie ein wenig auf die Wange tätschle und ihr ein kleines Küßchen gebe — — Das nennst Du gleich schäckern?“

W. Sch.

*

Das fehlte gerade.

Bäuerin: „Möchte für meinen Mann einen Leichenstein bestellen.“

Bildhauer: „Soll ich am Schlusse einen Satz schreiben, vielleicht „Auf Wiedersehen!“?“

Bäuerin: „Nee, nee. Schreiben Sie nur einfach: „Ruhe sanft!““

W. Sch.

*

Zerstrent.

Professor (sein Haus verlassend, will mit einem verkehrten Schlüssel öffnen): „Fog tausend, da wäre ich in der Zerstreuung bald aus einem verkehrten Haus herausgegangen.“

W. Sch.

*

Liebesbrief des Schusterlehrlings Fritz.

Oheire Aujuste!

Niemals wird mir der scheene Monumang aus die Dgen kommen, als ich Ihnen Ihre Lederstiebeln richtig jessickt und Vorjeschuht brachte und Sie mir eenen Sechser Drinkjeld zu jeben jeruchten. Besonders aber die Pestere großmüthigkeit von Sie hat mir tief geriehart. Ich jlobe dadraus een Anzeichen Ihrer Liebe zu meine werthe Person vernehmijen zu können. Ja, Aujuste, ich liebe Ihnen, det Jeständniß is mir schwer jeworden, aber nu is et glücklich raus. Wenn Sie meine Liebe erwihdern, so jeben Se mir een Zeichen mit de Wichsberschte, indem Sie ihr an det Reichenfenster uffstellen dhun. Denn jehn wir Sonntags zusammen in de Hasenheide mang de Viechers vons Karusjell.

In ewigter Liebe und Dreie

Fritz

von'n Meester Pechdraht nebenan.

M. H.

*

Wohhaft aus Naivität.

Herr: „Ich begreife vollständig Ihr Bedenken, Fräulein Paula: Sie 18, ich 63 Jahre. Dafür aber entschädigt Sie in Ihren fast bescheidenen Verhältnissen mein ansehnlicher Reichthum.“

Fräulein: „Ach Gott, Ihr ansehnlicher Reichthum wär' mir schon ganz recht; dagegen Ihr Alter — — wenn Sie wenigstens statt 63 Jahre 93 alt sein würden.“

W. Sch.

*

Treffend.

Fräulein D., eine Naive vom reinsten Wasser, wird neulich gefragt:

— Welchen Unterschied finden Sie zwischen der Freundschaft und der Liebe?

— Oh, einen Unterschied, wie zwischen Tag und Nacht.

*

Audere Zeiten.

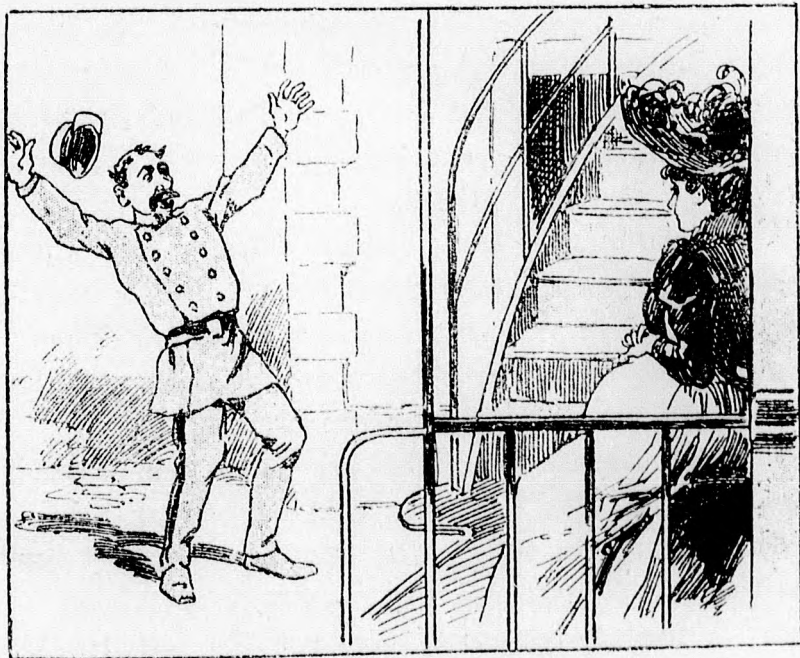
Ein Neffe verrechnet seinen Onkel sein Taschengeld

— Ferner kaufte ich mir ein Nachthemd.

— Wie theuer?

— Zwanzig Mark.

— Zwanzig Mark! Zu meiner Zeit kaufte man für zwanzig Mark ein Nachthemd und Diejenige, die darin stak, mit dazu.



Ein Sensations-Prozess.

Von Armand Silvestre.

I.

Die Heldin desselben ist Madame Bessipoulet. Sie ist angeklagt, ihr Kind unter ganz abscheulichen Umständen ungebracht und es dann verzehrt zu haben u. z. in Gesellschaft ihres Liebhabers, eines Herrn Belminette. Zittert im voraus, empfindsame Mütter!

Madame Bessipoulet ist hübsch, sehr hübsch; sie wird während der Gerichtsverhandlung der Gegenstand aller Blicke sein. Sie hatte vor fünf Jahren einen Herrn geheiratet, der nicht schön und nicht häßlich war, sehr spießbürgerlich, in Sachen der Liebe ohne jede Phantasie, kurz: der Erstbeste. Sie

hatte denn auch in dieser gar zu vernünftigen Ehe keine vollkommene Verwirklichung ihrer Mädchenträume gefunden, die sehr bestimmt und sogar ein wenig „fin de siècle“ waren. Aus eitel Einbildungskraft und Kaprixe zusammengesetzt mußte sie mit diesem albernen Lebensgefährten bald fertig werden. Schon hatte sie verzweifelt sich in ihr Schicksal ergeben, als der verführerische Belminette, die Lage erfassend, auf der ehe-lichen Bühne erschien und mit einem Schlage die Eitelkeit und die Entehrung mitbrachte. Es war anfänglich eine Alltags-Hörnung, so was man die Hausmannskost der Hahnreißenschaft nennen könnte. Man benützte die Abwesenheiten Bessipoulets, um ihn frank und frei zu betrügen, wie die Spagen im Sonnenlichte. Für die Freiheit in der Liebe geschaffen, fanden Frau Bessipoulet und Belminette den Gatten absolut lästig und langweilig. Ganz besonders fand dies Belminette, seitdem Bessipoulet ihn nöthigte, den ganzen Abend Domino mit ihm zu spielen. Die beiden Schuldigen kamen nun dahin überein, daß ein solches Liebesverhältniß der Größe und Würde entbehre und sie beschlossen, gemeinsam zu fliehen. Und so kam es, daß vor etwa achtzehn Monaten die Gattin aus der ehe-lichen Behausung verschwand, und gleichzeitig auch der Hausfreund von der abendlichen Domino-Parthie. Da sie wußten, daß es heutzutage unnöthig sei, nach Brasilien zu gehen, um die Verfolger von der Spur abzulenken, begnügten sie sich, in einem allerliebsten Cottage zu Marly unter dem Namen „Herr und Frau Dubourg“ Zuflucht zu suchen. Hier, in einer der schönsten Landschaften der Welt, begannen sie ein wahrhaft paradiesisches Leben. Sie dachten so wenig an Bessipoulet, als ob er niemals existirt hätte. Aber er, der Abscheuliche, lauerte im Hintergrunde.

II.

Alle Nachforschungen, die er angestellt hatte, um den Schlupfwinkel der Verliebten zu entdecken, waren vergeblich gewesen, weil Belminette eine Menge falscher Nachrichten verbreitet hatte, welche geeignet waren, jede Verfolgung zu vereiteln. Da versicherte man dem verlassenem Ehegatten, daß die Flüchtigen sich in der Umgebung von Marly aufhalten müssen. Es findet sich immer eine dienstfertige Person, um Diejenigen zu verrathen, die ungestört bleiben möchten. Da hatte Bessipoulet seinen Plan auch schon fertig. Er wußte, daß der Entführer in Paris Geschäfte habe, die er unmöglich im Stiche lassen könne, und sagte sich, daß das Paar sicherlich öfters diese Reise mache. Es war eben die Tramway-Linie nach Saint-Germain eröffnet worden und es mußte mit Wundern zugehen, wenn das schuldige Paar nicht eines Tages diese Linie benützen sollte. Der erste Gedanke Bessipoulets war, als Schaffner in die Dienste der neuen Straßenbahn-Gesellschaft einzutreten. Allein, er sagte sich, daß man ihn, mit dem Billeten-Durchlöcherer in der Hand, schon von weitem sehen würde. Gut denn; so wird er Zolleinnehmer an der Linie Porte Maillot werden. Die Uniform verändert das Aussehen der Menschen und dann schießt so ein Zollwächter plötzlich wie aus einer Bexirbüchse hervor und erscheint mitten unter den schlummernden und ahnungslosen Reisenden. Bessipoulet hatte in der Abtheilung der indirekten Abgaben einen Dunkel, der ihm ohne Mühe die bescheidene Stelle, nach der er Verlangen trug, verschaffte. Und nun begann für Bessipoulet eine Reihe falscher

Freuden oder falscher Leiden, — denn er war ob seiner Hahnreißenschaft mindestens ebenso unglücklich wie wüthend — bei welchen ich im Hinblick auf meine persönliche Empfindsamkeit nicht länger verweilen will. Von dem Bilde der Treulosen verfolgt glaubte er in jedem verliebten Pärchen die gesuchten Schuldigen zu erkennen, und seine Stimme zitterte, wenn er fragte: „Haben Sie nichts anzugeben?“ Er hatte sich zwei gutmüthigen Kollegen angeschlossen, denen er zwar sein Leid nicht mitgetheilt hatte, die aber das Geheimniß seines Herzens erriethen, weil sie selber Hahnreie waren. Es waren der Brigadier Loupet und dessen Schwager Quilamolle, die für ihn Zeugniß ablegen sollten, wenn der Tag kommen würde.

Und der Tag sollte kommen.

III.

Belminette und Frau Bessipoulet hatten beschlossen, an diesem Tage in Paris zu diniren, in dem Nestchen, welches Belminette heimlich in einer der entlegensten Gassen des Marais-Stadtviertels gemiethet hatte und wo sie sich — um ihr Alibi zu vervollständigen — Herr und Frau Durand nannten. Wenn man Duboury oder Durand heißt, ist man der Straflosigkeit sicher. Man müßte die halbe Welt arretiren, um einen Dubourg oder Durand zu erwischen. Unsere Verliebten waren Feinschmecker und Frau Bessipoulet machte den Vorschlag, vom Lande eine Melone mitzunehmen, weil jene, die man in Paris verkauft, oft nichts Anderes seien, als Kürbisse in Handschuhen von schwedischem Leder.

— Ich trage sie nicht; man sieht sonst aus wie der heilige Dionysius, bemerkte Herr Belminette heiter.

— Laß Das meine Sorge sein, Christof, erwiderte zärtlich Frau Bessipoulet.

— Und die Zollwächter an der Linie?

— Ich sage Dir, es ist meine Sache.

— Du liebe Geheimnißrämerin!

Und sie küßten sich lange, indem sie an das köstliche hors d'oeuvre dachten, welches sie zusammen genießen wollten.

Auf der hinteren Plattform der Tramway-Waggons stehen rechts und links von der Thüre zwei Klappstühle von Rohrgeflecht, wo zwei Reisende im Freien Platz nehmen können. Der falsche Herr Dubourg nahm einen dieser Plätze ein, die angebliche Frau Dubourg den andern. Die Zeit benützend, wo die Tickets der Reisenden koupirt wurden, schob Frau Bessipoulet-Dubourg die Melone unter ihre Röcke, dann zwischen ihren Beinen immer höher bis zu ihrem Bauche, so daß dieser fast die Form eines Globus annahm. Es kommt ja sehr oft vor, daß Damen in sogenannten interessanten Umständen auf der Tramway fahren und sie flößen den wohl erzogenen Leuten nur respektvolle Gefühle ein. Man hatte somit von den Zollwächtern nichts zu fürchten, selbst wenn sie etwas merken würden.

Und so fuhren sie, Belminette seine Zigarrette rauchend, sie ihre beiden Hände über ihrem trügerischen Bauche kreuzend, durch alle die schönen Gegenden, bei prächtigem, sonnenhellem Wetter.

So kamen sie bei der Linie an.

— Haben Sie nichts zu dekla . . .

Bessipoulet war's, der diese übliche Frage begonnen, aber nicht beendigt hatte.

Eine Wolke war vor seinen Augen vorbeigezogen. Er reichte das Stäbchen, das zur Untersuchung des Gepäcks diente, dem Brigadier Loupet, weil er seine Kräfte schwinden fühlte, während der gute Quilamolle sich mit ihm zu schaffen machte und ihn mit einem Schluck Cognac zu stärken suchte.

— Haben Sie die Dame links, auf dem Klappstuhl, gesehen? fragte er mit ersterbender Stimme, während andere Kameraden die Zollrevision fortsetzten.

— Ja, sie hat ein Paket im Bauche, sagte Loupet.

— Wer ihr dieses Geschenk gemacht, hat es auch nicht gestohlen, bemerkte Quilamolle mit auserlesenem Geschmak.

— Sie ist schwanger, nicht wahr, meine Freunde? fragte der wüthende Gatte weiter.

— Wenigstens im zehnten Monate, entgegnete Loupet.

Der Zorn gab Herrn Bessipoulet seine ganze Energie wieder. Als der Tramway-Zug sich wieder in Bewegung setzte, sprang er in einen Wagen, zog seine Mütze herab, um nicht erkannt zu werden, und beschloß, den Schuldigen zu folgen bis zu dem Orte, wo sie ihrer strafbaren Liebchaft heimlich fröhnten.

Endlich sollte er eines ihrer Verstecke finden. Seine Rache wird furchtbar sein!

Durch geschicktes Ausfragen des Hausmeisters und der Nachbarn erfuhr er, daß sie regelmäßig jeden dritten Tag kämen. Nun wandte er sich an den Polizei-Kommissär, um den Ehebruch in flagranti zu konstatiren. Allein diese Dinge verzögern sich immer, besonders weil sie den Herren Polizei-Kommissären langweilig sind, die lieber zuhause ihr Pfeischen rauchen möchten. Es vergingen denn fast zwei Wochen, bis die Polizei auf Verlangen des betrogenen und racheschnaubenden Gatten ihre Falle stellte und das herkömmliche „Deffnet, im Namen des Gesetzes!“ erscholl.

Belminette und seine Geliebte ließen in aller Eile die Spuren des Soupers verschwinden, welches sie in einem galanten Deshabille zusammen eingenommen hatten. Dann öffneten sie und stellten sich erstaunt und entriistet, wie Leute, die bei wichtigen Geschäften gestört werden.

Bessipoulet war sehr bleich und folgte dem Kommissär auf dem Fuße. Mit dem ersten Blick sah er, daß seine Frau niedergekommen sein müsse. Ein schrecklicher Verdacht tauchte in ihm auf! . . .

— Unglückliche! rief er, was hast Du mit der Frucht Deiner Eingeweide gethan?

— Willst Du etwa Deine Nase hineinstecken? lautete die Antwort.

Das war zu viel des Cynismus! Der schmählich Betrogene und obendrein Verhöhte machte die Strafanzeige, und diese bildet den Gegenstand des Sensations-Prozesses, von welchem wir gesprochen haben. Das Schicksal der Angeklagten hängt davon ab, ob die Geschworenen die Geschichte mit der Melone glauben. Wenn ja: dann retten Belminette und dessen Geliebte ihre Köpfe und werden nur eine schwere Strafe für Zollverkürzung zu zahlen haben, was nur recht und billig ist.





— Wollen wir zusammen ein Bad nehmen, mein Püppchen?
 — Sie wollen wohl sagen: gleichzeitig?

Die Kirschen.

Erzählung von Jean qui rit.

Was ich da erzähle, hat sich im Jahre des Heils 1557 am 24. Mai ereignet. Wie man sieht, arbeite ich mit genauen Daten; ein Zweifel an der Wahrhaftigkeit der Geschichte wäre daher übel angebracht.

An dem genannten Tage übergab der Müller Klaus zu Pfliffighausen am Niederrhein seinem Weibchen ein Körbchen Kirschen, die er in seinem Obstgarten gepflückt hatte, mit dem Auftrage, sie dem Herrn und Gebieter, dem Burggrafen Kuno von Husepung zu überbringen.

Die Müllerin, Frau Susse, ein prächtiges Weib von zwanzig Jahren mit drallen Formen und großen, sanften, blauen Augen, traf zur Mittagsstunde auf der Burg ein, just in dem Augenblicke, da Graf Kuno sich zu Tische setzte, in Gesellschaft mehrerer Kameraden, die eigentlich ihm nicht ganz ebenbürtig waren und die er nur als Saustumpane achtete. Es waren kleine Edelleute aus der Umgebung, von dem Schlage Derer, von welchen man sagt, daß ihrer Dreizehn auf ein Duzend gehen.

Die schöne Susse ward sogleich zu dem Burggrafen geführt, dem sie respektvoll ihre Kirschen darbrachte.

— Es ist gut, mein Kind! sprach Graf Kuno.

Dann wandte er sich zu seinen Knechten und gebot:

— He, ihr Leute! Bringet sogleich die vier schönsten Bettlaken, die sich auf dem Schlosse finden!

Es muß hier nebenbei bemerkt werden, daß Graf Kuno von rauher, herrischer Art war, so daß seine Diener sich beeilen mußten, seine Befehle zu erfüllen, wollten sie nicht mit Peitsche und Prügel Bekanntschaft machen.

Vier Knechte eilten auf den Befehl des Gebieters nach der Wäschekammer und kamen nach wenigen Minuten mit den verlangten Bettlaken zurück.

Graf Kuno ließ die Betttücher auf dem Estrich des riesig großen Speisesaales ausbreiten und befahl Frau Susen, sich zu entkleiden.

Das arme Weib stand wie vom Donner getroffen da und begann zu schluchzen.

— Du fürchtest doch nicht, daß ich Dich fresse, mein schönes Kind? sagte der Graf. — Und als sie noch zögerte, fügte er drohend hinzu: Spute Dich, wenn Du nicht willst, daß ich Dich durch meine Stallknechte entkleiden lasse. Vorwärts! keine Umstände; thue, was ich Dir befehle!

Sie mußte gehorchen.

Am ganzen Leibe zitternd und im Herzen tief bekümmert legte sie Schuhe und Strümpfe ab, küpfte das Busentuch, löste die Schnüre ihrer Röcke und mußte — Gott sei's geklagt — schließlich auch das Hemd über den Kopf ziehen. Naht stand sie jetzt da, wie Mutter Eva vor dem Sündenfall oder wie die Wahrheit, die aus dem Brunnen heraufsteigt.

Nun mußte sie auf Geheiß des Herrn ihre Kirschen einzeln auf den Bettlaken austreuen. Ihre schönen, langen, blonden Haare bedeckten sie wie ein durchsichtiger Mantel; sie rollten und glitten über ihren jugendlichen Leib, der in seinen hundert verschiedenen Bewegungen allerliebste Rundungen hervortreten ließ. Die beklommene Brust hob und senkte sich stürmisch, der Oberleib zitterte immerfort. Die Blicke der Zechgenossen des Grafen weideten sich gierig an den Schönheiten Susannens; sie schnalzten mit der Zunge und riefen: „Vogeltausend, ist das ein sauberes Weib!“

*

Als die Kirschen ausgestreut waren, galt es, sie wieder zusammenzulesen. So gebot es der Graf. Und dies war für Frau Susse noch schlimmer; denn mehr als vorhin mußte jetzt ihr schöner, nackter Leib sich biegen und neigen und drehen und wenden, wobei noch mehr als vorhin alle die Reize, mit welchen die Natur sie beschenkt hatte, in die Augen sprangen.

So wanderten alle Kirschen wieder in den Korb und Susse, deren schönes Antlitz von einer reizenden Schamröthe übergossen war, sah an den Blicken des Grafen Runo, daß sie nunmehr sich wieder ankleiden dürfe. Das that sie denn auch in keuscher Weise und hiebei ward sie noch immer von den Edelleuten bewundert. Diesen war jetzt die Zunge gelöst und jeder von ihnen taxirte nach seiner Weise die Schönheiten, welche zu bewundern er Gelegenheit gehabt hatte.

— Ich, sagte der Eine, würde einen solchen Bissen nicht für hundert Thaler hergeben!

Ein Anderer bewerthete sie mit zweihundert, ein Dritter gar mit dreihundert Thalern und kein Einziger war da, der weniger als hundert Thaler für das gehabte Vergnügen geboten haben würde.

— Und nun, Ihr Herren, wollen wir frühstücken! lud Graf Runo seine Gäste ein. Du, Kleine, sagte er zu Frau Susen, setze Dich ans Ende der Tafel, mir gegenüber.

Frau Susse ward bei Tische von Allen mit großer Zuorkommenheit behandelt; der Burggraf selbst bediente sie. Doch die Aermste aß nichts und hörte nicht auf zu schluchzen in ihrer tiefen Scham darüber, daß sie so vielen Männern Dasjenige hatte zeigen müssen, was ihr Mann allein zu sehen das Recht hatte.

Nach dem Frühstück aß man von den Kirschen.

Diesen Augenblick benützte Graf Runo, um nach einem bedeutungsvollen Husten folgende Anrede an die Tafelrunde zu halten:

— Glaubt Ihr Herren etwa, ich hätte dieses junge Weib nur entkleiden lassen, um Euch gefällig zu sein? . . . Bei den Hörnern des größten Hahnreis unter Euch sei's geschworen: Jeder von Euch wird dem schönen Kinde den Preis für das Vergnügen bezahlen, welches sie Euch durch den An-

blick ihrer Reize bereitet hat. Ihr werdet bezahlen, ich schwör's bei meinen Ahnen, oder es soll keiner von Euch mit gesunden Gliedern diese meine Burg verlassen!

Und die Edelleute, die rauhe Art ihres Gastherrn wohl kennend, fügten sich in das Unvermeidliche und ließen, Einer nach dem Anderen, die vorhin angebotenen Summen, zusammen zwölfhundert harte, schimmernde Thaler in den Korb der schönen Müllerin gleiten.

Frau Susse richtete jetzt den Kopf empor . . . Sie weinte nicht mehr.

*

Graf Runo von Huzepuntz hieß Frau Susse sich erheben, reichte ihr den wohlgefüllten Korb und sprach:

— Geh', mein Kind; bringe Das Deinem Manne und sage ihm, Du habest es ehrlich verdient, indem Du Deinen . . . Rücken zeigtest. Viele Edeldamen können sich nicht eines Gleichen rühmen.

Frau Susse lachte hell auf, wie ein Kind, machte der fürnehmen Gesellschaft einen artigen Knix und eilte mit ihrem Korbe aus dem Schlosse.

In der Mühle angekommen, erzählte sie ihrem Manne Alles, was ihr widerfahren war.

— Du himmlische Güte, welches Glück! rief der Müller Klaus, die Hände zusammenschlagend. Zwölfhundert Thaler dafür, daß Du Deinen Hintern gezeigt hast! Wenn der Herr Graf es befiehlt, will ich den meinigen für die Hälfte dieses Geldes gern sehen lassen! . . .

Cherchez la femme.

Wie klein ist ein Frauenherz, das nicht liebt, wie groß ist es in der Liebe, wo tausend Himmel darin Platz haben.

*

Der räthselhafteste Hypnotismus steckt in einem dämonischen Frauenauge.

*

Einer Frau, die Du liebst, darfst Du keines Deiner Herzensgeheimnisse schuldig bleiben.

*

Manche Frauen halten ihre Herzensthüre noch offen, wenn ein Liebhaber bereits eingetreten ist.

*

Die Liebe ist so schön, daß nicht einmal die Lyriker ihr etwas von ihrem Reize zu rauben vermögen.

*

Ein öffentlicher Händedruck bedeutet einen — heimlichen Kuß.

*

Liebe ist das, wenn man glaubt, ein Ausnahmageschöpf gefunden zu haben.

*

Das Geheimnißvolle übt den größten Reiz auf die Frauenseele; darum lieben die Frauen öfter.

*

Die Treue ist eine Schuld des Herzens, die Wenige begleichen.

*

Die Frauen verstehen das Glück, das wir ihnen bereiten, nicht aber das Leid, das sie uns zufügen.

*

Die Aufhebung der Ehe würde vielleicht zur — Liebe führen.

*

Die Frauen bemerken oft ihr eigenes Glück nicht, weil sie zu viel auf jenes ihrer Rivalinen sehen.

*

Die bescheidenen Frauen sind Komödiantinnen, die sofort aus der Rolle fallen, sobald man ihre Verdienste schmälert.

*

Die Fama lebt von — Geheimnissen.

*

Den Mann beurtheile nach seiner Arbeit, die Frau nach ihrem Vergnügen.

A. T.

Schuld und Sühne.

Von Armand Silvestre.

I.

Ich habe von vielen Leuten versichern gehört, welche das schöne Drama von Paul Giniesty und Hugues Le Roux hörten, daß der Roman von Dostojewsky, aus welchem sie dieses Stück gemacht, das schönste Buch des Jahrhunderts sei. Hat ja übrigens selbst der Großmeister der Universität vor einigen Jahren vorgeschlagen, man solle statt der Iliade das Buch Dostojewsky's studieren. Wir sind eben seltsame Schwachköpfe mit unserer blinden Bewunderung alles Fremden. Wie viele von Jenen, die so redeten, können sich rühmen, alle anerkannten Meisterwerke der französischen Literatur zu kennen? Und doch wäre es logisch, seine literarische Erziehung damit zu beginnen. Ich kann nachweisen, daß kein Einziger von ihnen die russische Sprache kennt. Und darum wird man mir schon gestatten müssen, daß ich ihre Meinung als pure Phantasie betrachte. Nur ein Tropf bildet sich ein, ein Buch nach der Uebersetzung beurtheilen zu können. Die Macht der Worte ist für die Unsterblichkeit eines Werkes ebenso wichtig wie die Erhabenheit der Gedanken und es ist eben die Eigenart des Genies, die eine mit der anderen so eng zu verbinden, daß Plato's wunderbare Erklärung: „Das Schöne ist der Abglanz des Wahren“ gerechtfertigt erscheine.

Dieses hartnäckige Vorurtheil könnte man sich aus dem begreiflichen Eifer erklären, mit welchem die Romanciers unserer Tage den edlen Balzac vergessen machen möchten, der sie alle mit seiner Bedeutung erdrückt.

Wahr und sicher ist, daß „Schuld und Sühne“ von Dostojewsky uns an die Kunst der großen Tragiker erinnert, die uns so schön gezeigt haben, wie der Mensch unerbittlich von seinem Verhängnisse überwunden wird. Die wahre Größe dieses Werkes, in der Bühnenbearbeitung unserer jungen Kol-

legen unangetastet geblieben, liegt in dem Kampfe des Menschen mit seinem Gewissen. Es ist die wiedereckelte, unsterbliche Fabel von Orestes; es ist die Erhärtung der einzigen psychologischen Thatsache, auf welcher die Hypothese von dem menschlichen Gewissen beruht.

Und nun will ich eine kleine Geschichte erzählen, die ein neuer Beleg für diese unsterbliche Wahrheit sein soll.

II.

Bonifazius Pécouli glich in der Größe seines Verbrechens weder dem Orestes, noch selbst dem Rodion. Er war unschuldig an dem Blute seiner Mutter und hatte auch nicht den Tod einer Tröddlerin auf dem Gewissen. Sein Verbrechen war ein ganz gemeines und spießbürgerliches. Er hatte gestohlen, nicht mit dem Stutzen in der Hand wie die Wegelagerer, sondern ruhig, ohne Gefahr, wie ein unehrlicher Diener. Er hatte seinen Herrn und Wohlthäter bestohlen, den Bankier Vandervilt, in dessen Diensten er zwanzig Jahre lang gestanden. Keinen Tag hatte er vorübergehen lassen, ohne eine Fälschung zu begehen und das ohnehin schon beträchtliche Vermögen, das er zusammengestohlen, um Einiges zu vermehren. Da entdeckte Vandervilt eines Tages die Schurkereien seines Beamten. Dieser Geldmann war zufällig ein großmüthiger Mann. Er wollte den unwürdigen Bonifazius Pécouli nicht verderben, sondern begnügte sich damit, ihn vor die Thüre zu setzen, nachdem er ihn unter vier Augen für seine Treulosigkeit abgekanzelt hatte.

— Laß Dich anderwärts hängen! hatte er ihm zum Schlusse gesagt.

Das wollte der Gauner eben und so war er denn leichten Kaufes davon gekommen. Was Bonifazius besonders entzückte, war, daß er das Geld nicht wieder herausgeben mußte. Er verließ denn sehr zufrieden das Cabinet seines Herrn, als ein anscheinend ganz unbedeutender Umstand ihn plötzlich in seiner Ruhe wankend machte. Als er durch den großen Saal schritt, in welchem seine früheren Genossen an ihren Schreibtischen bei der Arbeit saßen, sah er, wie einer derselben, der jüngste unter allen, einen an der Wand hängenden Stahlstich, den berühmten „Mond“ von André Gill darstellend, mit dem Finger durchbohrte, daß ein Loch darin entstand. War dies absichtlich geschehen? Ich weiß es nicht. Thatsache ist, daß Bonifazius sich bei diesem Anlasse eines im Volke stark verbreiteten Sprichwortes erinnerte, welches auf seinen Fall sehr wohl paßte. Da er fürchtete, dies könnte eine Anspielung oder eine Ironie sein, ging er sehr beunruhigt von dannen.

III.

Eine eigenthümliche Angst quälte unsern Bonifazius seit jener Zeit und rechtfertigte jenes andere Sprichwort, welches besagt: „Unrecht Gut gedeihet nie“. Bonifazius wagte nicht mehr in den Mond zu schauen, aus Furcht, daß er ein Loch darin sehen könnte. Um sich zu zerstreuen — heirathete er. Frau Pécouli war eine sehr angenehme, braune Person, mit herausfordernden Augen, einer liebenswürdig festen Miene und prächtigen Haaren und Zähnen. Sie hatte noch andere Reize, zum Beispiel einen einladenden Busen, und wenn ihr Gatte

gewagt hätte, noch näher zuzuschauen, hätte er etwas noch Begehrteswertheres sehen können. Aber er hatte immer seine fixe Idee im Kopfe und traute sich nicht recht. Es ward ihm bald zur Qual, seine Frau von der Mondseite nicht betrachten, diese berechtigte Neugierde eines Gatten nicht befriedigen zu können.

Um die Wahrheit zu reden, war dieser ungetreue Beamte, dieser vierzigjährige, dickbäuchige Spießbürger keineswegs das Ideal, von welchem Madame Pécouli als junges Mädchen geträumt hatte. Aber sie hatte sich unschwer in ihr Schicksal gefügt wegen des Vermögens, das ihr so in den Schoß fiel, und weil sie sich sagte, daß Bonifazius gerade gut genug sei, um gehört zu werden, was in der Ehe die Hauptsache bleibt. Und wenn sie ihn „nach Noten“ betrog, so kann man sagen, daß ein solcher Mann gewiß keine treue Gattin verdiente.

Ihr Leben war die platte, farblose Existenz wohlhabender Bürgerleute, deren Wünsche nicht hoch fliegen. Bonifazius hatte eine ausgesprochene Neigung zum Geiz und bot seiner Frau nur sehr wohlfeile Zerstreunungen. Eines Abends, als sie von einem Spaziergange in den Champs-Élysées zurückkehrend über den Concorde-Platz gingen, äußerte Frau Pécouli ihrem Manne gegenüber den Wunsch, durch das große Fernrohr zu schauen, welches ein Wächter hier handhabte. Das kostete zwei Sous und da Herr Pécouli seiner Frau soeben eine Erfrischung in einem Café-concert verweigert hatte, fand er die Gelegenheit geeignet, sich bei ihr wieder in Gunst zu setzen, zu einer Stunde, wo zärtliche Gatten nicht gern auf dem Schmollefuße mit ihren Frauen stehen. Ueberdies beschlich ihn eine schreckliche Versuchung, als Folge seiner gewöhnlichen fixen Idee. Wie wär's, wenn er selber durch das geheimnißvolle Rohr schaute? Er könnte da vielleicht einen vergrößerten, unbestreitbaren, unverkehrten Mond sehen, womit für immer der seltsame Gedanke, der ihn verfolgte, zerstreut wäre.

Nun wollte das Verhängniß, daß gerade in jener Nacht der kühne Luftschiffer Jovis in seinem Ballon den Dichter Arène in die Lüfte entführte. Der Ballon stand gerade zwischen dem Fernrohr und dem Bilde des Mondes, so daß der Hut des Dichters ein breites Loch in dem Nachtgestirn darstellte.

Bonifazius glaubte vor Schrecken umsinken zu müssen.

— Schau! sagte er zu seiner Frau, wobei er an allen Gliedern zitterte.

Frau Pécouli gehorchte und schaute ein zweites Mal, was ihrem Gatten abermals zwei Sous kostete. Da der Ballon sich inzwischen in die Wolken erhoben hatte, sah sie nichts vor dem Monde und erklärte ihrem Gatten, er müsse ein Flimmern vor den Augen haben.

Diese Erklärung brachte den armen Mann in noch schlimmere Verwirrung und er brummte vor sich hin:

— Fürwahr, der Finger Gottes fährt durch den verdammten Käse und der Mond hat für Niemanden Löcher, als für mich.

IV.

Paris wurde ihm unerträglich. Die Leute, deren Gewissen nicht in Ordnung ist, sind, als hätten sie eiserne Nägel im Hintern: sie befinden sich nirgends behaglich. Er mietete ein Landhaus in der Umgebung von Fontainebleau und sagte sich,

daß die Nachbarschaft der Wälder, wo der Kuckuk des Morgens seinen Ruf ertönen läßt, seiner Seele vielleicht den Frieden wiedergeben werde. Er warf sich auf die Blumentultur und glaubte durch die Neußerlichkeiten einer unschuldigen Lebensweise Gott den Herrn selbst zu täuschen.

Allein, Gott der Herr, bekanntlich ein Junggeselle, ist nicht wie die Ehegatten: man kann ihn nicht betrügen. Er hatte die zehn Plagen über Egypten geschickt und begnügte sich mit einer einzigen, um den Jammer des unglücklichen Bonifazius zu vergrößern. Es kamen die Feldmäuse in großen Schaaren und nagten die Wurzeln seiner schönsten Rosensträucher ab. Herr Pécouli hatte nunmehr nur eine Sorge: die schrecklichen Nagethiere, die Feinde der Blumen, der Kinder des Frühlings, zu vertilgen. Ein Apotheker, mit dem er Freundschaft geschlossen hatte und bei dem er täglich seine Purgir-Limonade trank, rath ihm, eine Schwefellösung anzufertigen und damit kleine Klöße zu imprägniren, welche bestimmt sein sollten, die Feinde seines Gartens zu vergiften.

Eines Tages, als Frau Pécouli sich vom Hause entfernt hatte, um den Tag bei ihrer Tante zuzubringen, — einer Tante, die einen starken Schnurbart hatte und Sporen trug — bereitete Bonifazius das famose Giftmittel und benützte die Abwesenheit seiner Gattin dazu, um das Toilette-Zimmer derselben zu einem Laboratorium umzuwandeln. Durch einen unvorhergesehenen Zwischenfall von dieser Beschäftigung abberufen, ließ er die fertige Flüssigkeit in einem Gefäße stehen, wo Frau Pécouli, die unerwartet heimkehrte, sie fand. Da diese Dame nach ihren Ausflügen die Hinterbacken sehr oft erhitzt hatte, pflegte sie sich mit einem kühlenden Wasser zu waschen, welches die Magd für sie vorzubereiten hatte. Sie hielt diesmal das Wundermittel, das ihr Gatte bereitet hatte, für ihr gewöhnliches Bad und benetzte die gewissen Partien damit, ohne übrigens irgendwelche unangenehme Folgen zu verspüren.

Herr Pécouli, der die Rückkehr seiner Frau erst für den Abend erwartete, kam erst mit sinkender Nacht nach Hause. Was liegt daran? dachte er sich; er wird sich mit den Feldmäusen am nächsten Tage beschäftigen. Er geht in das eheliche Gemach hinauf, ohne Licht anzuzünden und bleibt ganz betroffen vor dem Schauspiele stehen, das im Dunkel ihm entgegen leuchtet. Eine weiße, phosphorescirende Rundung, majestätisch und heiter zugleich, das Hintertheil von Madame Pécouli in Person, leuchtete im Dunkel, wie die Finger leuchten, mit welchen man feuchte Zündhölzchen angefaßt hat; ja wohl, ihr edles und wohlgeformtes Hintertheil, welches in der herrschenden Sommerhitze begreiflicherweise ohne jede Hülle dalag.

Ein Opfer seines schrecklichen Alpdrucks rief Pécouli aus:

— Der Mond! der Mond! immer der Mond! Jetzt habe ich ihn gar in meinem Bette!

Und mit einem Ausdruck unsäglichlicher Verzweiflung fügte er hinzu:

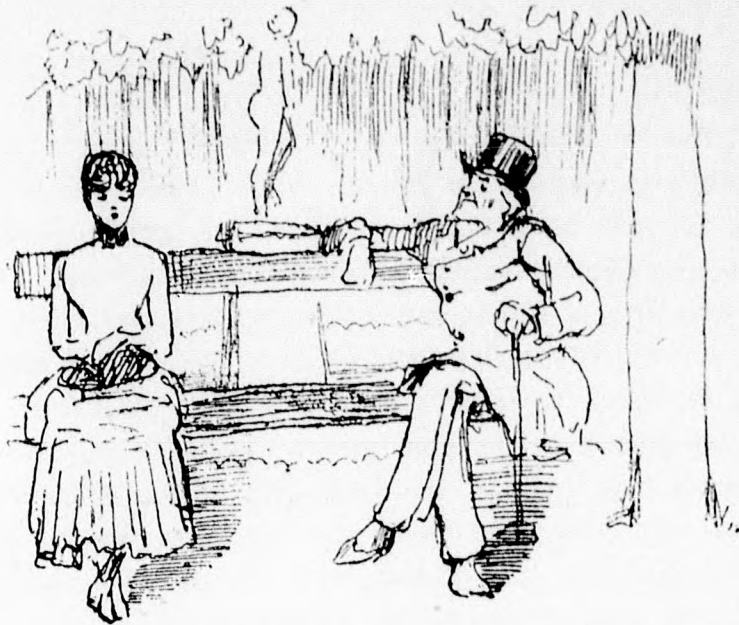
— Und er hat wieder ein Loch!



Bei dreißig Grad Hitze.



— Ist Dir nicht zu heiß, Kleine?
— Lang nit so heiß, wie Ihnen, gnä' Herr!



— Auf was warten Sie denn, liebes Kind?
— Auf . . . auf . . . einen Andern.

Zwei Porträts.

Sprich, lieber Freund, in Deinem Bimmer
„Zwei Bilder hängen, und fürwahr!
„Obgleich sie beide grundverschieden,
„Sie stellen doch ein Mädchen dar.

„Das eine ist — ich möchte wetten —
„Als Du ihr Liebe schwurst und Treu',
„Gemalt, es strahlt ihr aus den Augen
„Das Glück, sie lächelt süß dabei.

„Das andere — nicht darfst Du's leugnen,
„Es blickt so trüb und traurig drein —
„Als dieses Bild der Künstler malte,
„Muß sie von Dir verlassen sein."

So sprach mein Freund, und sah mich finster
Mit einem bösen Blicke an,
Ich drehte eine Cigarette
Und sagte: „Ruhig, lieber Mann,

„Das Bild dort stellt die schöne Liesel
„Als Honigkuchenmädchen dar,
„Mit süßer Miene sie verkaufte
„Die süße Waare Jahr für Jahr.

„Jedoch als sie im letzten Sommer
„Bur kohlen-sauren Jungfrau ward,
„Da wurd' auch ihre Miene sauer,
„Das ist nun einmal ihre Art."

M. H.

Die Probe.

Von Catulle Mendès.

I.

In einer Nacht, da sie nicht schliefen — und diese Nacht glich
allen anderen Nächten, denn neben einander ruhend schliefen
sie niemals — fragte sie ihn, die nackten Arme erhebend, von
welchen die Spitzen bis zu den Schultern zurückfielen:

— Was ist Dir denn, oh, mein Geliebter? Warum
bleibst Du stumm, mit einem trübselig-träumerischen Ausdruck
in den Augen, während ich Dich umschlinge und wiege und
küsse? Was fehlt Dir, was kannst Du bedauern und wünschen,
da ich Dir nichts versage und noch mehr geben möchte? Bin
ich nicht schön genug? Ist der Schnee meines Busens nicht
duftig genug unter Deinem Kusse? Oder findest Du, daß das
leuchtende Gold der Sonne röther ist, als meine Haare? Sprich,
erkläre Dich, denn Deine Sorge quält mich grausam. Das
fürstliche Gemach, welches Dich allabendlich aufnimmt, scheint
Dir vielleicht nicht prunkvoll genug mit seinen Mousseline-
Stoffen von Sirinagor und seinem Zusammenklingen von Ru-
binen, Diamanten und Perlen? Hat beim Souper der Tokayer,
den Du schlürfstest, während ich in Deinem Schoße sitzend an
Deinen Lippen hing, bitter geschmeckt? oder waren die kors-
ischen Schnepfen nicht gar gesotten in dem Zucker der Wein-
trauben von Chios? Oh, was immer der Grund Deines
Kummers sein mag, verbirg mir ihn nicht, da ich Diejenige
bin, die nur Dein Lächeln froh machen kann!

Der Undankbare erwiderte in schmolldem Tone:

— Ich bin gekränkt, weil ich Deiner Liebe nicht sicher
bin. Du bist schöner als alle Träume und duftiger als alle
Blumen. Dein Gemach ist das herrliche Nest unsäglicher Won-
nen und das Abendmahl muß von den Engelstöchen zubereitet
worden sein, die auf den Gemälden Murillo's zu sehen sind.

Aber ich bin nicht zufrieden, weil Dein Herz, wenn es an dem meinigen ruht, mir nicht stark genug zu pochen scheint, weil ich, wenn meine Hände Deine Arme pressen, die Adern unter Deiner Haut nicht fieberisch pulsiren fühle.

Sie blickte ihn erstaunt an.

II.

Aus Liebe für diesen jungen Mann, der sehr große Augen besaß, hatte sie in seltenem Muth Alles gewagt. Sie hatte sich nicht damit begnügt, daß sie, die schöne, vornehme, hochstehende Dame, ihn, den Bummelstudenten, erwählte und sich ihm hingab. Diesem armen Teufel zuliebe, der sich lange Zeit mit den Umarmungen von Schankdirnen bescheiden mußte, hatte sie, indem sie ihre Liebe kaum verbar, der Verachtung und der größten Gefahr Trotz geboten. Denn ihr Gemahl war in seinem kräftigen Alter ein furchtbarer Mann. Eifersüchtig auf die alte Ehre seines Geschlechtes, würde er bei dem geringsten Verdachte alles Mitleid vergessen und nicht gezögert haben, die ehebrecherische Gattin zu strafen, sie mit blutigen Händen bei den Haaren fortzuschleifen. Und trotzdem verließ sie jeden Abend, sobald das Gesinde zur Ruhe gegangen war, furchtlos das Haus, mit einer Mantille das Haupt verhüllt, um in seiner ärmlichen Stube den Geliebten aufzusuchen, der sie nicht immer erwartete, nahm ihn beim Arme und zog ihn, trug ihn nach ihrer fürstlichen Wohnung. Um die Diener nicht zu erwecken, ging sie barsüßig über die kalten Fliesen des Flurs. Das leiseste Geräusch hätte das ganze Gesinde erwecken können; Alles wäre zusammengelaufen, um Zeuge der Entehrung des Gebieters zu sein. Aber sie zitterte nicht. Komm, komm, sagte sie mit leiser Stimme. Und bis zum Morgen, bis zum hellen Tage — auf die Gefahr hin, daß er bei seiner Flucht aus dem Palaste gesehen werden könnte — hielt sie den Vielgeliebten trunken in ihren Armen, in dem Gemach, welches an dasjenige stieß, wo zuweilen in der nächtlichen Stille die nahen Schritte des Gatten zu hören waren, des Gatten, der plötzlich bewaffnet hätte erscheinen können und der keine Gnade hätte walten lassen!

III.

Doch der Geliebte wiederholte:

— Nein, Du kennst nicht das Fieber der wahnsinnigen Liebe, wenn Du an meiner Seite ruhst. Dein Athem ist ruhig, regelmäßig, Dein Puls nicht bewegter, als der eines schlafenden Kindes.

— Oh, glaubst Du Das? rief sie.

Und nach einer kurzen Weile Sinnens fügte sie hinzu:

— Ich will Dir beweisen, daß Du Dich täuschest und sollte es mein Leben kosten. — Dann gebot sie ihm: Verbirg Dich unter den Betttüchern oder zwischen Bett und Wand. Verbirg Dich, sage ich Dir, aber laß meine Hand nicht los. Und was immer auch geschehen mag: rühre Dich nicht, wenn Dein Leben Dir lieb ist.

Sie befahl mit solcher Heftigkeit, daß er instinktmäßig und mit großer Festigkeit gehorchte. Kaum daß er unter den Bettdecken verschwunden war, ergriff sie heftig die Klingelschnur, die im Alkove hing und riß mit solcher Gewalt daran, als wäre sie von Räubern überfallen worden.

Wenige Augenblicke später stürzte eine Schaar entsetzter Kammerfrauen in das Gemach. Was ist? Was gibt's? Ist die Fürstin krank? oder hatte sie einen bösen Traum?

Die Herrin sagte:

— Ich fühle mich unwohl und lasse den Fürsten bitten, zu mir zu kommen.

Augenblicklich benachrichtigt eilte der Gemahl unruhig und theilnahmsvoll herbei.

— Ja, ich bin von einem plötzlichen Unwohlsein ergriffen worden, sprach sie. Ich kann mir meinen Zustand nicht recht erklären und bitte Sie, sogleich den Arzt holen zu lassen.

Auf einen Wink des Fürsten eilten die Dienerinnen davon. Der Gemahl verblieb am Lager der jungen Frau und betrachtete diese mit zärtlichen und liebevollen Augen. Hätte nur eine Falte der Bettdecken sich gerührt, hätte eine Bewegung des Rissens die sträfliche Anwesenheit eines Dritten verrathen, die junge Frau hätte den Morgen nicht mehr dämmern gesehen und die aufziehende Sonne hätte ihre Strahlen auf ihren wachsblichen Leichnam geworfen.

Endlich kam der Arzt.

— Doktor, sagte sie, ihm die Linke entgegenstreckend — mit der Rechten hielt sie die Hände ihres Liebhabers fest — Doktor, greifen Sie mir den Puls. Nicht wahr: ich habe ein heftiges Fieber?

Nach einer Weile erwiderte der Arzt:

— Ein sehr heftiges Fieber, in der That; als stünden Sie unter der Wirkung einer außerordentlichen Aufregung.

— Legen Sie Ihr Ohr an mein Herz. Nicht wahr: es pocht in ganz ungewöhnlicher Weise?

Der Arzt that wie ihm geheißen und sagte nach kurzer Beobachtung:

— In der That: es pocht sehr heftig.

Als der alte Gatte Dies hörte, konnte er einen Ausruf der Angst nicht unterdrücken und seine starken Arme begannen zu zittern. Was war dies für ein plötzliches Uebel? Ist's vielleicht ernst, vielleicht gar tödtlich? „Ach, Doktor, Alles was ich besitze, soll Ihnen gehören, wenn Sie die Fürstin wieder gesund machen!“

Doch die Fürstin sagte lächelnd:

— Seien Sie unbesorgt, es wird nichts sein. Schon jetzt fühle ich mich um Vieles besser und ich denke, einige Stunden Ruhe werden mich vollends wiederherstellen.

IV.

— Du siehst wohl, daß Du Dich täuschtest! rief sie triumphirend aus, als sie sich mit ihrem Geliebten wieder allein befand.

Dieser lag jetzt bebend zwischen den Betttüchern, als läge er nackt im Schnee; seine Zähne klapperten, er war schreckensbleich und vermochte kein Wort hervorzubringen.

Da ward sie von Verachtung gegen ihn ergriffen und sie verjagte von ihrem Lager den Mann, der Furcht gehabt, während sie ihr Leben auf's Spiel setzte, um ihm zu beweisen, daß ihr Herz stürmisch für ihn schlage.





Aus dem Briefe einer jungen Frau.
„Liebe Grethe! Du kannst ruhig heirathen. Es schadet nichts! . . .“
M. H.

*
Phänomen.

Erster Lieutenant. Haben Sie gesehen, Kamerad, Engländerin mit wahnsinniger Tracht — getheilten Rock wie Beinkleider — Emanzipationsdummheit, was?

Zweiter Lieutenant. Ist gar nicht so schlimm, wissen Sie, habe eine Engländerin gekannt, die auch so'ne Beinkleider trug und dabei vorzügliches Kostbeef machen konnte.
M. H.

*
Höchstens.

Dame: Wie können Sie es wagen, um meine Hand anzuhalten —

Freier: Sie haben mich selbst ermuthigt —

Dame: Ermuthigt? Ja, mich unglücklich zu lieben, aber doch nicht — shoking!
M. H.

*
Nach der Hochzeitsnacht.

— Nun, wie ist sie denn, Deine junge Frau?
— Reizend, mein Lieber; aber ich bin dennoch ein wenig unruhig.

— Warum?

— Denke Dir: als ich dos Brautgemach betrat, nannte sie mich: Schöner Blonder!
*

Cheleben.

— Doktor, kommen Sie schnell; meine Frau ist von einer Schwäche befallen worden!

— Für wen?

*
Opferwillig.

Herr Schwummig, das höchste Gigerl, erscheint in einem schier unmöglichen Beinkleide bei Frau von Rosenthal.

Die Dame macht ihm Komplimente zu seinem Beinkleide.

— Gnädige Frau! ruft er enthusiastisch aus, ich bin bereit, es Ihnen zu Füßen zu legen!

Ein billiges Verlangen.

Von Heinz Neumann.

Die Stammgesellschaft im Café „Zum Tandelmarkt“ saß wieder beisammen wie gewöhnlich. Isak Pulverbestandtheil, Chaim Zummerglück, Leiser Süßler und Abraham Moses spielten wie alltäglich in ihrer Ecke Klabber und waren unermüdetlich, sich gegenseitig zu betrügen, wie sie sich es eben beim koschersten aller Spiele gestatten durften. Und das thaten sie mit einem solchen Eifer, daß sie halbe Tage und Nächte lang Alles rings um sich her vergaßen.

So vergaß auch Isak Pulverbestandtheil ganz und gar, daß er zuhause ein Weib besaß. Sarah hatte das wirklich nicht verdient; als Isak sie heimführte, war sie eine Schönheit, schlank, trotzdem mit vollen Formen, ihre schwarzen, feurigen Augen in dem schönen, von rabenschwarzem, lockigem Haar umrahmten Gesichtchen fanden viele Verehrer. Wer weiß, wenn Sarah noch bezaubert hätte, wäre sie nicht nach ihrer Väter Sitte auf Grund eines einfachen Rechenexempels an Isak gekettet worden. Dieser Isak! Er kannte nur seine Karten. Sein Geschäft — er handelte mit Eiern — versah er nur, wenn ihm das Glück im Spiele nicht hold war, und sein Weib vernachlässigte er noch viel mehr.

Ja, sie war nicht mehr so schön und schlank wie früher. Aber war sie denn Schuld daran? Ohne Liebe zu dem ihr aufgezwungenen Manne, hatte sie sich ihm ganz hingegeben, und jetzt, nach wenigen Jahren, ließ er sie ganz unbeachtet, wie seine überspielten Karten, nachdem sie ihn jahrein jahraus wie ein gefegnetes Repetiergewehr bald mit einem, bald mit zwei Kindern beschenkte. Als sie nun in die Breite ging, wandte er sich lieblos von ihr, die — wenn es wahr ist, daß die Weiber nur zur Liebe geboren sind — gewiß keine andere Bestimmung hatte als lieben und lieben lassen.

So trauerte Sarah schon längere Zeit. Sie hatte es oft genug versucht, ihren Isak durch Bitten und Liebkosungen, und als das nichts fruchtete, durch Schmollen und Schelten wieder in den guten Ehemann von vordem zu verwandeln, er war und blieb lieblos und blind gegen seine Frau. Ja, war sie denn wirklich so häßlich geworden, die schöne Sarah? Oft betrachtete sie sich prüfend im Spiegel, und wenn sie auch das schlanke Ebenmaß ihres Körpers verloren hatte, so fand sie doch, daß ihr Gesicht mit den schönen Augen und Haaren und ihr blendender Teint ihr noch geblieben seien. Und diese Schätze sollten im Kummer um ihren gleichgiltigen Gatten verderben? „Nein, nie und nimmer!“ sagte sie sich, „es gibt ja noch andere Männer, welche solche Schönheiten zu Schätzen wissen.“

Zu diesem Schlusse war sie gekommen, als sie einen Mann kennen lernte, der ihre Ansicht von der Verschiedenheit des Geschmacks rechtfertigen sollte. Chune Silberglanz war ein Mitglied der Klabbergesellschaft im Café Tandelmarkt, aber er fühlte sich dort nicht heimisch, denn er hatte viel gelernt und war in der Welt herumgekommen. Da er schon oft von der wohlthätigen Institution der Hausfreunde gehört hatte, zog er Isak Pulverbestandtheils Frau seinen Karten vor und hatte

dabei Glück. Sarah erhörte ihn gern und fand nun in ihrem Ohme, was sie an ihrem Isak so lange vermisst hatte.

Sarah und ihr Verehrer lebten jetzt wie im Paradies. Tag für Tag machte er ihr seinen Besuch; da er lange und ungestört bleiben konnte, durfte sie ihn ihre Liebe ausgiebig genießen lassen, und ihr Glück wäre vollkommen gewesen, hätten nicht die argwöhnischen Augen des Neides und der Eifersucht das zärtliche Verhältniß entdeckt. Die Nachbarinnen zischelten es sich zu, aber der Gatte saß im Kaffeehause bei den Karten, seiner Frau und seiner Häuslichkeit völlig vergessend.

Also, die auserlesene Gesellschaft opferte wieder im Café Tandelmarkt ihrem Gotte Klabber, als Isak Pulverbestandtheils Freund Chiel Bärenhaut athemlos hineinstürzte und ihm zurief: „Wie heißt, Pulverbestandtheil? Du sitzst hier und das ganze Haus stürzt zusammen, die Leut' auf der Straß' erzählen sich schon, der Ohme Silberglanz ist bei Deiner Frau!“

Ruhig spielt der betrogene Ehemann seine Partie zu Ende, nimmt Hut und Stock und begibt sich nachhause. Dort überrascht er die Verliebten richtig im zärtlichsten Tête-a-tête. Zum Staunen seiner Frau sagt er nur sanft: „Aber Sarah, was hast Du gethan? was betrügst Du mich? Siehst Du nicht, daß die Leut' zusamm'laufen und sich schon erzählen, daß der Silberglanz ist bei Dir?“ Dann wendet er sich energisch zu seinem Nebenbuhler mit den Worten: „Und Sie, Silberglanz, wenn Sie hören, daß ich red' zu meiner Frau, hören Sie doch wenigstens auf . . .“

R o m a n c e.

Is standen zwei Oefen, klein und groß,
Die Oefin klein und pudig,
Sie flackert und glüheth im Erdgeschloß,
Der Ofen ist groß und nichtsnuhzig.

Der Ofen, groß und nichtsnuhzig ruht
In der Kumpelkammer parterre,
Bersprungen von Hitze und Liebesgluth —
O Leser, vergieß' eine Bähre!

Er knackt: Wie hatt' ich Dich Oefin lieb
Mit Deinen Wangen, die flammen,
D'rum ging ich kapores in Liebestrieb,
Und niemand mehr slikt mich zusammen.

Die Oefin vernimmt das Seufzerwort
Des Kaltgestellten mit Rühren,
Und sehnt sich hinab zu dem Ofen dort
Und möcht' jetzt vor Lieb' explodiren.

Und wie sie so glüht in Oh und in Ach,
Die Radjeln stets röthet sich röthten: —
Da gibt's jach einen gewaltigen Krach,
Die Oefin auch richtig geht flöten.

Nun ist der Ofen nicht mehr allein,
Auch auf die Oefin pudig
Schaut selig der Alond und der Pinkeles 'rein —
Sind Beide pfutsch und nichtsnuhzig.

Es hört die veristische Makulatur,
Was schandernd die Blätter berichten, —
Ganz Deutschland, es pfeift jetzt: „Lux für Natur“,
Selbst Paher*) des Ofens, sie — dichten!

E. Roehlitz-Seibt.

G e r e t t e t.

Von Guy de Maupassant.

Wie eine Kugel durchs Fenster, so fuhr die kleine Marquise von Kennedon ins Zimmer und sie begann zu lachen, ehe sie sprach, zu lachen, daß ihr die Thränen über die Wangen rannen, ganz so wie vor einem Monate, als sie ihrer Freundin mittheilte, sie habe den Marquis betrogen, bloß um sich zu rächen und nur einmal, weil er gar zu dumm und eifersüchtig sei.

Die kleine Baronin von Grangerie hatte das Buch, das sie las, auf das Canapé geworfen und betrachtete Annette neugierig, in ihr Gelächter einstimmend.

Endlich fragte sie:

— Was hast Du denn wieder gethan?

— Oh, Theuerste! Es ist zu drollig! Wahrhaftig, zu drollig! . . . Denke Dir, ich bin gerettet! . . . gerettet! . . . gerettet! . . .

— Wie, gerettet?

— Jawohl, gerettet!

— Von was denn?

— Von meinem Mann, Liebste! Gerettet, befreit, frei, frei!

— Wieso frei? Inwieferne?

— Inwieferne? Durch die Scheidung! Ich habe die Scheidung!

— Du hast Dich von ihm scheiden lassen?

— Nein, noch nicht. Bist Du aber einfältig! In drei Stunden wird man nicht geschieden. Aber ich habe Beweise, Beweise, daß er mich betrügt. Ein „in flagranti“. Bedenke: ein „in flagranti!“ Jetzt habe ich ihn . . .

— Ach, erzähle mir Das! Also, er betrog Dich?

— Ja, oder eigentlich nein . . . Ja und nein. Ich weiß es nicht genau. Kurz, ich habe Beweise und das ist die Hauptsache.

— Wie hast Du Das angefangen?

— Wie ich es angefangen habe? Höre! Oh, ich war klug, sehr klug! Seit drei Monaten war er abscheulich geworden, durchaus abscheulich; brutal, roh, despotisch, gemein. Ich sagte mir: Das kann so nicht länger fortdauern; ich muß die Scheidung haben. Aber wie? Die Sache war nicht leicht. Ich versuchte, mich von ihm prügelu zu lassen. Aber er wollte nicht. Er quälte mich vom Morgen bis zum Abend; zwang mich auszugehen, wenn ich nicht wollte, und zuhause zu bleiben,

*) Soll wohl heißen: Paher.



— Wie Sie meine Tochter da sehen, Herr Schwiegersohn, so war ich in ihrem Alter!
 — O verflucht!

wenn ich außer dem Hause hätte speisen wollen. Er machte mir die ganze Woche hindurch das Leben unerträglich, aber er prügelte mich nicht.

Da trachtete ich zu erfahren, ob er eine Geliebte habe. Ja, er hatte eine, aber er gebrauchte tausend Vorsichts-Maßregeln, wenn er zu ihr ging. Es war unmöglich, sie beisammen zu erwischen. Rathe nun, was ich gethan habe?

— Ich weiß nicht . . .

— Oh, Du wirst es nie errathen. Ich bat meinen Bruder, mir eine Photographie von dieser Dirne zu verschaffen.

— Von der Geliebten Deines Mannes?

— Ja. Es hat ihm fünfzehn Louisdors gekostet, den Preis eines Abends von sieben Uhr bis Mitternacht, Souper mit inbegriffen. Aber er bekam die Photographie mit in den Kauf.

— Ich denke, er hätte durch irgend eine List die Photographie auch billiger haben können und ohne genöthigt zu sein, das Original mit in den Kauf zu nehmen.

— Oh, Du bist aber spaßig! Das war ihm ganz und gar nicht unangenehm! Und dann brauchte ich Einzelheiten über ihr Physikum, ihre Taille, ihren Busen, ihren Teint u. s. w.

— Ich verstehe Dich nicht.

— Du wirst ja sehen. Als ich von ihm Alles erfahren hatte, was ich wissen wollte, ging ich zu einem . . . wie soll

ich sagen? . . . zu einem Agenten. Du weißt ja: zu einem jener Leute, die Geschäfte jeder Art machen. Du verstehst mich wohl?

— Ja, beiläufig. Und was sagtest Du ihm?

— Ich zeigte ihm Clarissens Photographie (die Geliebte meines Mannes heißt nämlich Clarisse) und sagte: „Mein Herr! Ich brauche eine Kammerfrau, die dieser Photographie ähnlich ist. Sie soll hübsch, elegant, sauber und fein sein. Ich zahle was sie kostet. Es kommt mir auf zehntausend Francs nicht an. Ich brauche sie höchstens drei Monate.“

Der Mann war sehr erstaunt.

— Soll die Kammerfrau tadellos sein? fragte er.

Ich erröthete und stammelte:

— Ja, tadellos in ihrer Ehrlichkeit.

— Und . . . in ihren Sitten? fragte er weiter.

Ich wagte nicht zu antworten. Ich nickte bloß mit dem Kopfe, was heißen sollte: Nein. Dann begriff ich plötzlich, daß er einen fürchterlichen Verdacht schöpfte und ich rief, den Kopf verlierend: „Oh, mein Herr . . . es ist für meinen Mann . . . der mich betrügt . . . der mich außer dem Hause betrügt . . . und ich will, daß er mich zuhause betrüge . . . Sie begreifen . . . weil ich ihn überraschen will . . .“

Da begann der Mann zu lachen und ich sah an seinem Blicke, daß er mir seine Achtung wieder geschenkt hatte. Ja,

er fand mich sogar sehr pfiffig. Ich hätte wetten mögen, daß er von jenem Augenblicke angefangen sich darnach sehnte, mir die Hand zu drücken.

„In acht Tagen, Madame“ — sagte er — „werde ich haben, was Sie brauchen. Und wenn nöthig, werden wir das Subjekt wechseln. Ich verbürge den Erfolg. Sie werden mir erst bezahlen, wenn die Sache gelungen ist. Diese Photographie stellt also die Geliebte Ihres Gatten dar?“

„Ja, mein Herr.“

„Eine hübsche Person; eine sogenannte „falsche Magere“. Und welches Parfüm?“

Ich verstand ihn nicht und wiederholte:

„Wie? welches Parfüm?“

Er lächelte.

„Ja, Madame, das Parfüm ist sehr wichtig, wenn es gilt, einen Mann zu verführen. Es erweckt in ihm unbewusste Erinnerungen, die ihn zur Aktion stimmen. Das Parfüm erzeugt in seinem Geiste dunkle Verwirrungen und entnervt ihn, indem es ihn an seine Vergnügungen erinnert. Man müßte auch zu erfahren suchen, was Ihr Gemahl gewöhnlich ist, wenn er in Gesellschaft dieser Dame speist. Sie könnten ihm dieselben Gerichte vorsezen lassen an dem Abende, da Sie ihn fangen werden. Oh, wir halten ihn fest, Madame, wir halten ihn fest.“

Ich ging entzückt von dannen: ich hatte da wirklich einen sehr scharfsinnigen Mann gefunden.

Drei Tage später erschien bei mir ein großes, braunes, sehr schönes Mädchen, mit einer bescheidenen und zugleich kühnen Miene, ein seltsam spitzbübisches Gesicht. Sie benahm sich mir gegenüber in sehr geziemender Weise. Da ich nicht wußte, wer und was sie sei, nannte ich sie „Fräulein“. Darauf sagte sie: „Oh, Madame können mich ganz einfach Rosa nennen.“ Und nun begannen wir zu plaudern.

— Nun, Rosa, wissen Sie, weshalb Sie hieher gekommen sind?

— Ich vermuthe es, Madame.

— Sehr wohl, mein Kind. Und ist Ihnen die Sache nicht zuwider?

— Oh, Madame, ich „mache“ schon die achte Ehescheidung; ich bin daran gewöhnt.

— Sehr wohl; brauchen Sie lange Zeit bis zum Gelingen?

— Oh, Madame, Das hängt ganz von dem Temperament des gnädigen Herrn ab. Wenn ich ihn fünf Minuten allein gesehen habe, werde ich Ihre Frage genau beantworten können.

— Sie werden ihn sogleich sehen. Ich mache Sie aufmerksam, daß er nicht schön ist.

— Oh, Das ist mir gleichgiltig, Madame. Ich habe schon sehr häßliche „geschieden“. Aber ich möchte Madame nur fragen, ob Sie in Betreff des Parfüms sich erkundigt haben.

— Ja, Rosa; — Eisenkraut.

— Umso besser, Madame; ich liebe diesen Duft sehr. Madame können mir vielleicht auch sagen, ob die Geliebte des gnädigen Herrn Seidenwäsche trägt?

— Nein, Battist mit Spitzen.

— Oh, dann ist's eine feine Person; Seidenwäsche beginnt sehr gewöhnlich zu werden.

— Was Sie da sagen, ist sehr wahr.

— Nun denn, Madame, ich bin bereit, in Ihren Dienst zu treten.

Sie trat in der That sogleich ihren Dienst an, als ob sie in ihrem ganzen Leben nichts Anderes gethan hätte.

Eine Stunde später kam mein Mann nach Hause. Rosa schaute ihn nicht an; desto mehr schaute er sie an. Sie roch auf zehn Schritte nach Eisenkraut. Nach Verlauf von fünf Minuten verließ sie das Zimmer.

— Wer ist dieses Mädchen? fragte er mich sogleich.

— Meine neue Kammerfrau.

— Wo haben Sie sie gefunden?

— Die Baronin Grangerie hat mir sie mit den besten Empfehlungen überlassen.

— Sie ist sehr hübsch.

— Finden Sie?

— Gewiß . . . für ein Kammermädchen.

Ich war entzückt; ich fühlte, daß er an den Köder bereits anbeißt.

Noch am nämlichen Tage sagte mir Rosa:

— Ich kann jetzt Madame versprechen, daß die Sache nicht länger als zwei Wochen in Anspruch nehmen werde. Der gnädige Herr ist sehr leicht zu behandeln.

— Ah! Sie haben schon einen Versuch gemacht?

— Nein, Madame, aber Das sieht man auf den ersten Blick. Wenn er nur an mir vorbeigeht, hat er schon Lust, mich zu küssen.

— Hat er Ihnen noch nichts gesagt?

— Nein, Madame. Er hat mich bloß nach meinem Namen gefragt, um meine Stimme zu hören.

— Sehr gut, meine liebe Rosa; machen Sie so schnell, als Sie können.

— Fürchten Sie nichts, Madame; ich werde nur so lange Widerstand leisten, als nöthig ist, um mich nicht selbst zu entwerthen.

Nach Ablauf von acht Tagen ging mein Mann kaum mehr aus dem Hause. Ich sah ihn den ganzen Nachmittag im Hause herumshlendern; und — was in seinem Benehmen noch wunderlicher — er hinderte mich gar nicht mehr auszugehen. Und ich war denn auch den ganzen Tag außer dem Hause . . . um ihm Freiheit zu lassen.

Am neunten Tage sagte Rosa, während sie mich entkleidete:

— Die Sache ist fertig . . . seit heute Morgens, Madame.

Ich war ein wenig überrascht, sogar ein wenig betroffen . . . nicht von der Sache selbst, sondern von der Art und Weise, wie sie mir dieselbe erzählt hatte.

— Und ist's leicht gegangen? stammelte ich.

— Oh, sehr leicht, Madame! Seit drei Tagen drängte er mich, aber ich wollte nicht zu rasch vorgehen. Madame werden mir sagen, wann Sie das „in flagranti“ haben wollen.

— Ja, mein Kind. Nehmen wir den Donnerstag.

— Wohl denn: Donnerstag. Ich werde dem gnädigen Herrn bis dahin nichts bewilligen, um ihn rege zu erhalten.

— Und sind Sie des Erfolges sicher?

— Oh ja, Madame, ganz sicher. Ich will den gnädigen Herrn so führen, daß er sich just zur Stunde einstelle, die Sie mir bezeichnen wollen.

— Nehmen wir fünf Uhr, liebe Rosa.
— Gut denn: fünf Uhr, Madame. Und an welchem Orte?

— Nun . . . in meinem Zimmer.
— Sehr wohl, in Ihrem Zimmer.

Du begreifst nun, Liebste, was ich gethan habe. Ich holte vor Allem meine Eltern, dann meinen Oheim den Prä- sidenten d'Orvelin, den Richter Herrn Kaplet, der ein Freund meines Vatters ist. Ich sagte ihnen nicht im voraus, was sie zu sehen bekommen würden. Ich ließ sie alle auf den Fuß- zehen bis zur Thüre meines Zimmers kommen und ich war- tete bis fünf Uhr genau. Oh, wie mein Herz mir pochte! Ich hatte auch den Hausmeister heraufkommen lassen, um einen Zeugen mehr zu haben. Und dann . . . und dann . . . als die Uhr Fünf schlug, öffnete ich die Thür sperrangelweit . . . Ah, ah! die Sache war in vollem Zuge . . . in vollem Zuge, sage ich Dir . . . Oh, welches Gesicht! Wenn Du sein Ge- sicht gesehen hättest! . . . Und er wandte sich um, der Tölp- pel! Oh, wie drollig war er! . . . Ich lachte und lachte aus vollem Halse. Papa gerieth in Zorn und wollte meinen Mann prügeln. Der Hausmeister, ein treuer, alter Diener, war ihm beim Ankleiden behilflich . . . Vor uns . . . vor Allen . . . er knöpfte ihm die Hosenträger an . . . Oh, wie spaßig war's! Rosa benahm sich ausgezeichnet! Sie weinte . . . sehr ge- schickt. Sie ist ein kostbares Mädchen . . . Wenn Du ihrer jemals bedarfst, vergiß ihrer ja nicht! . . . Und nun bin ich da . . . Ich bin sogleich zu Dir geeilt, um Dir die Geschichte brühwarm mitzutheilen. Ich bin frei. Es lebe die Scheidung!

Und sie begann inmitten des Salons zu tanzen, während die kleine Baronin nachdenklich und ärgerlich brummte:

— Warum hast Du nicht mich auch dazu eingeladen?

Aussprüche berühmter Geister über Frauen, Liebe und Ehe.

Mit zwanzig Jahren fragt die Jungfrau: Wie ist er?
— Mit dreißig: Was ist er? — Mit vierzig: Wo ist er?
G. Thom.

Wer zum erstenmale liebt,
Sei's auch glücklos, ist ein Gott;
Aber wer zum zweitenmale
Glücklos liebt, der ist ein Narr. Heine.

Wer Wein nicht liebt und nicht Gesang,
Verdient ein Weib sein Leben lang. Dr. W.

Ohne Durst trinken und zu jeder Zeit verliebt zu sein, das unterscheidet uns allein von den Thieren.
Beaumarçais.

Sag' mir, wie fängt die Lieb' an im Lenze?
Die Liebe beginnt mit Liedern und Scherzen
Und endigt mit Klagen, ach! und Schmerzen.
Die Liebe beginnt mit Singen und Sagen
Und endigt mit Schmerzen, ach! und Klagen!

Stattienisch.

Mag Liebe stumm oder beredt sein, sie wird in jeder Form vom Weib verstanden. G. W-r.

Die Hinterlassenschaft der Liebe ist die — Reue. E. F. Kastner.

Mag sein, daß Du den Koran
Auswendig kennst! Indessen,
Hat Liebe Dir es angethan,
Wirst Du das ABC vergessen. Persisch.

Der hellste Ton der Liebe wird verhallen,
Und Denen ist das Glück zumeist gewogen,
Die selten nur der Liebe Gunst empfunden. Camoens.

Man kann lieben ohne glücklich zu sein, und man kann glücklich sein ohne zu lieben, aber lieben und dabei glücklich sein, das wäre ein Wunder. Volzac.

Amor ist ein von Dichtern verzogenes Kind. Butler.

In der Liebe gibt es nur reizende Anfänge; ich wundere mich nicht, daß man Vergnüügen findet, oft wieder anzufangen.
Prinz von Ligne.

Eine seltsame Geschichte.

Ismael durchwandert traurig
Einst die große Wüste. Schaurig
Brennt auf ihn herab die Sonne
Und so streckt er voller Wonne
Seine Glieder aus, die matten,
In dem kühlen, luft'gen Schatten
Ein'ger Bäume, wie geschaffen,
Um ein Weildchen hier zu schlafen.
Wie lang' er wohl hier geseffen,
Hat er selber schon vergessen;
Da sieht er in einem Haine,
Silbern von des Mondes Scheine
Uebergossen dreizehn Frauen,
Wunderlieblich anzuschauen,
Welche, ohne ihn zu sehen,
An die Quelle baden gehen.
Als sie endlich ihn erblicken,
Kommt zu ihm mit holdem Wicken
G'rad' die Schönste unter allen,
Die am besten ihm gefallen
Und gesteht ihm ihre Liebe,
Bittet, daß er bei ihr bleibe . . .
Ismael, — was glaubt ihr, macht er?
Höchst profaisch! — Jetzt erwacht er!

Heinz Neumann.

(4)

G o s s e n b l u m e .

Roman von Emille Blain.

Also, Du fängst an, Dich nicht zu langweilen? fragte Jacob, indem er das Mädchen an sich zog. Was hast Du heute getrieben?

- Nichts. Ich habe geschlafen.
- Nicht einmal gefrühstückt hast Du?
- Oh doch, aber ich habe mich wieder schlafen gelegt.
- In der That, man sieht es am Bett . . . Heute

Abend bleibe ich da.

- Ah!
- Das gefällt Dir?
- Kannst Du noch fragen?
- Ach, liebe, kleine Marianne!
- Nenne mich Marion, wie man mich in meiner Heimath nennt.

— Das ist mir gleichviel. Also, liebe, kleine Marion, ich fange an, ganz närrisch um Dich zu werden. Den ganzen Tag hatte ich Deine Augen in der Erinnerung. Das hat mir vier Tage Zimmer-Arrest eingetragen.

- Ah, Du bist bestraft worden!
- Ja, aber ich mache mir nichts daraus. Ich stehe mit dem Zimmervater auf gutem Fuße. Ein Hundeleben, sage ich Dir. Am liebsten möchte ich auf und davon.

- Du wirst doch nicht! . . .
- Sei ruhig, besonders jetzt nicht, da ich Dich liebe. Und Du?

Marion schmiegte sich an den Unteroffizier und erwiderte mit unschuldiger Miene:

- Aber ja, gewiß!
- Wie gut bist Du, Marion! rief er; — und wie sehr hatte dieser Penavaire Unrecht, Dich zu verlassen. Aber jetzt bin ich ihm sehr dankbar dafür. Mein ist das ganze Glück. Doch laß uns essen!

Am andern Morgen verließ der Unteroffizier Jacob verliebter als je das Haus der Frau Duparc, in welchem Marion, wie er wußte, nur mehr eine Nacht zubringen sollte. Er erwartete jeden Augenblick einen Geldbrief und dann wollte er der kleinen Marion beweisen, daß er sie liebte. Er wird sie vor aller Welt verborgen halten, vor Allem vor seinen Vorgesetzten, die ihm sie gewiß wegschnappen würden. Er wollte in Ruhe sein Glück genießen . . .

Leicht wie eine Feder kam er bei der Kaserne an. Es wurde just Reveil geblasen. Einer seiner Kameraden, der die Wache hatte, theilte ihm mit, daß es in der Nacht Visitation gegeben und daß seine Strafe in acht Tage Einzel-Arrest umgewandelt worden sei.

— Das ist Pech! rief Jacob unwillig. Aber ich pfeife darauf; ich werde dennoch hinaus.

Verdroffen nahm er seinen Dienst auf und es regnete auch seinerseits Strafen. Seine Leute hatten ihn nie so gesehen.

Während Jacob wüthete, lag Marion in dem Bette, das Jener vor Kurzem erst verlassen hatte und rauchte eine Zigarrette.

Da trat Madame Duparc ein.

— Mache Dich hübsch, Kleine, rief sie, — während ich das Bett in Ordnung bringen will. Du wirst heute vielleicht zwei Besuche erhalten.

- Zwei gar? Das geht ja schnell!
- Ja; vor Allem Herrn Durand, der Dich wiedersehen will, und dann einen Andern, der erst am Abend kommt.
- Wer ist Herr Durand?
- Der Herr von gestern.
- Ich wußte seinen Namen nicht.
- Es scheint, daß er Dir noch Vieles zu sagen hat.

Er ist schon unten; ich will ihn rufen.

- Wie Sie wollen.
- Frau Duparc eilte zur Treppe und rief hinab:
- Herr Durand, Sie können kommen!
- Eine Stimme antwortete von unten:
- Nennen Sie doch meinen Namen nicht so leicht hin.
- Das ist wahr; verzeihen Sie!

Fast im nämlichen Augenblicke erschien der ehrenwerthe Familienvater. Frau Duparc machte sich aus dem Staube.

— Ja, ich bin es wieder, meine Schöne; guten Tag! sagte der Herr Stadtrath, den Hut lüpfend.

- Guten Tag, mein Herr.
- Sie erwarteten mich nicht?
- Wahrhaftig, nein.
- Das ist begreiflich. Allein, nachdem ich Sie verlassen hatte, fuhr mir eine seltsame Idee durch den Kopf.

— Ah! welche Idee? Herr Durand, der sich inzwischen gesetzt hatte, faßte Marion um den Leib und sagte:

- Ich will Dein Glück, Kleine.
- Unmöglich!
- Wie ich Dir sage. Frau Duparc hat mich über Deine Lage unterrichtet und, meiner Treu, ich bin entschlossen, Dich nicht hier verkümmern zu lassen. Küsse mich!

Marion küßte ihn.
— Setze Dich auf meine Kniee.
Marion setzte sich.

— Du bist reizend! Ja, Deine unschuldige Miene gefällt mir; Deine Jugend, Deine Schönheit hat mich unterjocht. Ich bin reich; Du sollst haben, was Du willst . . .

Marion war sehr erstaunt ob dieser Rede und ward nachdenklich . . .

- Zweifelst Du an meinen Worten? fragte Herr Durand.
- Nein, nein! aber . . .
- Was aber? Du kannst mich nicht abweisen . . . Die Sache ist ganz einfach; ich bezahle, was Du hier schuldest und mache der Patronin noch ein Geschenk obendrein und Du steigst heute Abend in den Zug . . .

- In den Zug?
- Ja, in den Zug nach Paris. Du kannst Dir wohl denken, daß ich Dich nicht in Rennes verbergen werde. Hier kennt mich Jedermann; in Paris hingegen will ich Dir eine kleine Wohnung miethen und alle zwei Wochen dahin kommen, um Dich zu besuchen. Dann wollen wir achtundvierzig Stunden ein lustiges Leben führen. Ich gehöre dann ganz Dir an. Nun, was sagst Du dazu?

Es gab einen schweren Kampf in Marions Seele.

Gewiß, der Vorschlag des Alten schien ihr sehr verlockend, besonders im Hinblick auf die Vorsätze, welche sie gefaßt hatte; allein ihr Gewissen lehnte sich auf. Konnte sie Jacob gegenüber ihr Wort brechen? Nein, wahrhaftig! Das hieße schlecht handeln gegen den armen Jungen, der ihr so aufrichtig entgegen gekommen war.

Allein, sie liebte diesen Soldaten nicht . . . Sie liebte auch den plumpen Spießbürger nicht, der sie auf den Knien hielt. Sie hatte jetzt einen Abscheu gegen die Männer und kannte nur ein Ziel: aus dieser Höhle fortzukommen und sich an Penavaire zu rächen, den sie wohl wiederzufinden hoffte. Warum sollte sie da lieber Jacob folgen, als einem Andern? Und dann war Jacob nicht frei. Er war Soldat und konnte ihr nur einen kärglichen Unterhalt bieten. Vielleicht würde er sich gar zu leichtfertigen Streichen vergessen. Wahrhaftig: es hieße ihm einen Dienst erweisen, wenn sie ihm das Wort brähe.

— Du antwortest nicht, Kleine? drängte der gute Spießbürger.

Marion fuhr auf.

— Doch, doch! rief sie. Aber . . .

— Bögere nicht; antworte!

— Ich hatte mein Wort einem Andern gegeben.

— Schon?

— Ja. Der Zufall . . . Ich habe versprochen, mit einem jungen Manne zu gehen, der in seiner Gutherzigkeit mir versprochen hat, mich von hier wegzubringen. Ihm das Wort zu brechen wäre häßlich.

— Ich begreife . . . Ich bin zu spät gekommen . . .

— Hören Sie mich an, ich will offen mit Ihnen sprechen. Ich liebe diesen jungen Mann nicht und Ihr Vorschlag paßt mir besser, als der seinige; aber ich will nicht schlecht an ihm handeln. Ich stelle Ihnen nun folgenden Antrag: Dieser junge Mann hat mir versprochen, mich morgen Früh von hier wegzubringen. Ich glaube, er wird sein Wort halten. Aber, wenn er daran verhindert wäre . . .

— Willst Du mir den Vorzug geben?

— Gewiß.

— Das ist wenigstens aufrichtig gesprochen und diese Offenheit gefällt mir. Ich halte mich denn zu Deiner Verfügung. Morgen um 11 Uhr werde ich wiederkommen und wenn Du entschlossen bist, soll es mich freuen. Einstweilen, Kleine, darf ich wohl da bleiben?

— Sie sind hier der Herr, erwiderte Marion treuherzig.

Als die Truppenübungen um 5 Uhr beendet waren, sandte Jacob, der sich zum Profoßen begeben mußte, durch einen Kameraden, Unteroffizier wie er selbst, einen Zettel an Marion.

Frau Duparc empfing den Boten; denn Marie war ermüdet und noch in ihrem Zimmer.

— Nun, was gibt's denn? fragte die Matrone, den Brief in Empfang nehmend.

— Jacob ist bestraft . . .

— Ah, umso besser! . . . Pardon! was sage ich da? . . . Wie dumm bin ich doch! Ich wollte sagen: umso schlimmer! Und wird er heute nicht kommen, der arme Junge?

Der Soldat blinzelte.

— Doch, aber spät . . .

— Spät? . . . Was nennst Du spät?

— Mein Gott! sobald Bazin, der die Wache hat, ihn wird entschlüpfen lassen können. Gegen eils Uhr . . .

— Eils Uhr? Das paßt mir. Das heißt, ich freue mich für ihn. Ich will den Brief seinem Mädchen hinaustragen.

— Sie scheint sauber zu sein?

— Das will ich meinen.

— Wie wär's, wenn ich selbst ihr seinen Brief überbrächte?

— Nein . . . Das würde Jacob verdrießen.

— Das ist wahr. Also, ich gehe nach der Kaserne zurück.

— Wie? Du gehst gleich wieder?

— Ja.

— Hast Du denn keinen Franc in der Tasche?

— Doch, doch; aber ich habe ein Stelldichein mit einer Zigarrettenmacherin . . . und Das kostet nichts . . .

— Dann geh! . . .

Und als der Viertelsmeister fort war, kletterte Frau Duparc die Treppe hinan, wobei sie verdrossen brummte:

— Kein Wunder, daß die Geschäfte so schlecht gehen . . . Die ehrbaren Frauen machen uns Konkurrenz . . .

In der Wachtstube, welche für die in Strafe befindlichen Unteroffiziere vorbehalten war, ging Jacob nervös hin und her, als er — es mochte bald eils Uhr sein — Schritte hörte, welche vor der Thüre stille hielten.

— Ha, das ist Bazin! dachte er. Er kommt knapp zur rechten Zeit.

In der That wurde die Thür geöffnet und Bazin, eine Laterne in der Hand, zeigte sich dem Unteroffizier.

— Mein lieber Alter, sagte er sogleich, ich kann Dir heute Nacht unmöglich Lust machen. Der Regiments-Adjutant hat mir angekündigt, daß er vom Klub heimgekehrt Revision halten wird.

Und er verschloß unbarmherzig die Thüre wieder.

Jacob stürzte zur Thüre und bearbeitete sie mit Faustschlägen und Fußtritten. Allein, die Thüre war stark und Jacob hatte von seinen wüthenden Anstrengungen nichts als — zerschundene Hände.

Ermattet sank er auf sein Feldbett nieder.

Draußen schlug die Mitternachtsstunde.

— Wie muß sie besorgt sein! brummte er vor sich hin. Arme Kleine! . . . Aber sie wird ja begreifen . . . Und

mit welcher Ungeduld wird sie die neunte Morgenstunde erwarten! . . . Für sie ist es die Stunde der Erlösung . . .

Sie sieht mich schon mit dem Gelde herbeieilen und sie aus dem schmutzigen Loch befreien. Ja, aber wie soll ich es anfangen? Diese verdammten acht Tage Wachtstuben-Arrest kommen mir sehr ungelegen. Um 9 Uhr werde ich den Brief meines Freundes haben mit den fünfhundert Franken, die ich

von ihm verlangt habe; vielleicht auch den Brief meines Vaters, mit einem Postmandat, welches ich mir für später aufbewahren will. Was werde ich dann thun? Die Kaserne verlassen wird nicht leicht sein . . . Und doch könnte ich zur

Suppenstunde bei der kleinen Thüre, welche die Linien-soldaten benötigen, entschlüpfen. Eine halbe Stunde genügt mir. Ich will nur Marion das Geld zeigen und sie bitten, daß sie sich

bis zum Abend gedulden möge. Ja, das will ich zur Frühstücksstunde thun.

Ja, das will ich zur Frühstücksstunde thun.

Ja, das will ich zur Frühstücksstunde thun.

Ja, das will ich zur Frühstücksstunde thun.

Dieser Plan war im Grunde leicht durchführbar. Alle Jene, die Soldaten waren, wissen, daß der Wachtstuben-Arrest nicht vom Tagesdienste befreit und daß die Männer aus dem „Loch“ zum Reveil erscheinen, um nach der Frühstückssuppe wieder dahin zurückzukehren.

Um sechs Uhr ward Jacob herausgelassen. Er nahm ruhig seinen Dienst auf. Es mochte halb neun Uhr sein, als er den sehnsüchtig erwarteten Brief mit den fünfhundert Francs erhielt. Die Antwort seines Vaters war noch nicht eingetroffen. Er verbarg Brief und Geld sorgfältig in seiner Tasche.

Tiefe Stille herrschte in den Höfen der Kaserne. Die Mannschaft war in den Gebäuden, essend oder sich erholend. Behutsam fortschleichend erreichte Jacob den Hof der Infanterie.

Von der Kaserne bis zum Hause der Madame Duparc war nur ein Weg von wenigen Minuten. Sein Ausgang und seine Rückkehr konnten mit keiner ernstlichen Gefahr verbunden sein.

Aus der Ferne musterte er die Schildwache.

— Es ist kein Rekrut, sagte er sich. Umso besser; die Alten sind in die Machenschaften schon eingeweiht. Dienst um Dienst. Die Artillerie schleicht durch den Hof der Infanterie hinaus, und umgekehrt. Das ist doch natürlich.

Er nahm eine entschlossene Miene an und schritt kühn durch die Gitterthüre.

Die Schildwache hatte, als sie ihn kommen sah, den Rücken gewendet. Der Mann hatte begriffen.

Endlich war er auf der Straße . . . Es war ihm gelungen. Er beschleunigte seine Schritte.

Schon war er die ganze Mauer der Kaserne entlang gegangen und schickte er sich an, links in ein Gäßchen einzubiegen, als er sich plötzlich dem Offizier gegenüber sah, der ihn bestraft hatte.

Der Offizier blieb stehen und fragte in strengem Tone:

— Jacob, wie kommt es, daß ich Sie in der Stadt treffe?

Der Unteroffizier war bleich wie der Tod. Er ließ den Kopf hängen und schwieg.

— Antworten Sie! Haben Sie Wachtstuben-Arrest?

— Ja, Herr Lieutenant.

— Nun?

— Ich mußte ausgehen . . .

— Die Erlaubniß dazu haben Sie sich selbst gegeben.

— Ich wollte nur eine halbe Stunde wegbleiben.

— Gewiß wieder eine Dirnengeschichte?

— Herr Lieutenant . . .

— Das ist Ihre Sache; aber ich werde genöthigt sein, Ihre Strafe zu erhöhen.

— Thun Sie Das nicht, Herr Lieutenant!

— Ich muß es thun. Das Reglement muß respektirt werden.

— Ach, Herr Lieutenant!

Dieser Ausruf schien einen tiefen Eindruck auf den Lieutenant zu machen, der im Grunde seinen Unteroffizier schätzte.

— Ihre Unterwürfigkeit stimmt mich milder, sagte er. Sie sind ein guter Soldat; ich will über diesen Ausbruch ein Auge zudrücken, aber nur unter der Bedingung, daß Sie so gleich in die Kaserne zurückkehren. Vorwärts!

Jacob zögerte einen Augenblick. Sollte er seinem Vorgesetzten den Gehorsam verweigern? Sein gutes Soldatengewissen rieth ihm davon ab. Er machte Kehrtum und ging nach der

Kaserne zurück, gefolgt von seinem Chef, der ihn nicht aus den Augen verlor.

— Schließlich ist die Sache nur aufgeschoben, sagte er sich; aber die arme Marion muß höllisch ungeduldig sein!

Er betrat die Kaserne durch den Eingang der Artillerie.

Sein Lieutenant folgte ihm nicht dahin. Er begnügte sich damit, zu beobachten, wie Jacob seine Schritte nach einem bestimmten Theile des Gebäudes lenkte.

. . . Kurz nach zehn Uhr kam ein anderer Kollege Jacobs, um ihm endlich die Thüre der Wachtstube zu öffnen und ihn laufen zu lassen.

In drei Sätzen war Jacob bei dem Freudenhause. Sein Herz schlug stürmisch. Seit achtundvierzig Stunden hatte er Marion nicht gesehen. Was wird sie denken? Glücklicherweise war er endlich gekommen. Er wird sogleich Madame Duparc bezahlen und mit Marion weggehen, und mußte er sie aus dem Schlafe wecken lassen. Er hatte in Gedanken schon den Ort gewählt, wo er das Mädchen verbergen wollte. Er wußte, daß er trotz der späten Abendstunde dort willkommen sein würde. Dort standen jederzeit kleine möblirte Zimmer dem neuen Miether zur Verfügung. Das Haus hatte ein respektables Aussehen und stand in gutem Rufe. Es gab da Table d'hôte und Familien-Pension. Marion wird da gut aufgehoben sein.

Er war denn von Freude erfüllt, als er endlich an die Hausthüre der Mutter Duparc klopfen konnte.

Es währte eine geraume Weile, bis geöffnet ward. Endlich erschien Titine. Der Soldat fiel wie eine Bombe ins Haus. Er warf sein Käppi auf den Tisch und holte seine Fünfhundert-Francs-Note aus der Brieftasche.

— Moneten sind da! rief er, die Note schwingend; macht Euch bezahlt, Mutter Duparc!

Doch die Matrone rührte sich nicht; sie begnügte sich zu sagen:

— Es ist zu spät, mein Junge.

— Zu spät? Wieso? fragte Jacob erstaunt.

— Ich bin bezahlt.

— Bezahlt?

— Ja . . . und Marion ist fort . . .

— Was reden Sie? Marion fort? . . . Unmöglich!

— Wie ich Dir sage . . . Seit heute Morgen.

Jacob sank vernichtet auf einen Stuhl.

— Ach, es ist dem armen Kinde schwer genug gefallen, fuhr Madame Duparc fort. Sie hat Dich bis Mittag erwartet; fünf Minuten nach 12 Uhr, da sie glaubte, Du hättest Dir die Sache überlegt, ging sie.

— Mit wem?

— Das kann ich Dir nicht sagen. Das ist Geschäfts-Geheimniß.

— Aber sie ist noch in Rennes?

— Ich glaube nicht.

— Sagen Sie mir die Wahrheit, Frau Duparc; wo ist Marion?

Die Gelegenheitsmacherin schwieg. Indes bemerkte sie in den Mienen des Unteroffiziers eine solche Verstörtheit, daß sie von Mitleid ergriffen wurde.

— Bah! Schließlich kann ich Dir's ja sagen. Du wirst ihr doch gewiß nicht nachlaufen. Marion ist in Paris.

— In Paris!

— Ja, beruhige Dich; mit einem Alten.

— Ich verstehe. Sie wollte um jeden Preis von hier fort. Armes Mädchen!

— Oh, sie ist nicht gar so sehr zu beklagen! Sie hatte im Gegentheil seltenes Glück! In Paris wird sie fast frei sein, da ja ihr „Alter“, den ich kenne, nicht gleichzeitig in Paris und in Rennes sein kann.

Jacob hörte betroffen, was die Alte erzählte.

— In Paris . . . murmelte er. Paris ist groß . . .

— Ja, man sagt es.

— Wenn ich nur ihre Adresse wüßte . . .

— Würdest Du ihr schreiben?

— Ja.

— Das wäre ein Trost für Dich und würde ihr Vergnügen machen. Ich bin dessen sicher, denn es ist ihr schwer angekommen, Dich zu verlieren.

— Sie liebte mich, nicht wahr?

— Oh, gewiß liebte Dich die arme Kleine.

— Sie hat es Euch gesagt?

— Freilich ja! Und sie hat beim Abschied sehr heftig geweint.

— Arme Marion!

Die Alte trat näher an den Unteroffizier heran.

— Sprich, Jacob, was würdest Du mir geben, wenn ich Dir ihre provisorische Adresse gäbe?

— Ihr kennt sie?

— Ich habe sie zufällig erfahren. Wie viel willst Du mir von Deinem Fünfhundertfranken-Schein ablassen?

— Was Ihr wollt.

— Fünzig Franken also. Ist das zuviel?

— Nein, Ihr sollt sie haben.

— Nun wohl, schreibe morgen Früh an das Hôtel de l'Œuest, Boulevard Montparnasse, und Du wirst sicherlich eine Antwort bekommen. Dort ist sie abgestiegen und dort wird sie bleiben bis zu dem Tage, an welchem ihr „Alter“ ihr nachfolgen wird.

Jacob fuhr plötzlich von seinem Sessel empor.

— Wie spät ist's? fragte er in seltsamem Tone.

— Gilt Uhr.

— Wohl. Da habt Ihr die Note, macht Euch bezahlt!

— Ei, Das ist leicht gesagt: auf eine Fünfhundertfrancs-Note herauszugeben. Glücklicherweise hat ein gewisser Hundertfrancs-Schein seit gestern Junge geworfen, so daß ich Dir vierhundertundfünfzig Franken herausgeben kann.

— Macht rasch!

— Ei, hast Du es eilig! Da hast Du vierhundert Franken in Noten und fünfzig Franken in Gold. Und jetzt laß mich Dir ein Glas Wein anbieten.

— Ich habe keinen Durst. Lebt wohl!

— Was Teufel! Es brennt doch nicht in der Kaserne . . .

— Nein, erwiderte Jacob, sein Geld in die Tasche steckend. Aber es gibt einen Express-Zug, der um 11 Uhr 20 Minuten Rennes passiert und den ich nicht versäumen will.

— Aber der Zug geht ja nach Paris!

— Richtig!

— Du willst nach Paris? Unglücklicher, nimm Dich in Acht!

— Bah! man wird mich deswegen nicht erschließen.

— Du weißt, daß man nach fünfzigjährigem Fernbleiben zum Deserteur erklärt wird.

— Ich werde früher zurück sein.

IV.

Wir sind in Paris und wir finden daselbst Marion wieder, untergebracht in einem Zimmer jenes Gasthofes, welchen Frau Duparc dem Soldaten Jacob bezeichnet hatte.

Die junge Bretonin war eben mit dem Silzuge angekommen. Ihr Eintreffen war in dem Gasthose durch eine Depesche des Herrn Durand, ihres neuen Beschützers angekündigt worden.

Sie saß jetzt in dem geräumigen Zimmer, das ihr zur Verfügung gestellt worden, und dachte über die Seltsamkeit ihres Lebens nach, das plötzlich eine so große Umwälzung erfahren hatte.

Sie sah sich wieder, wie sie heiter, hurtig und sorglos durch die Gänge des Gasthofes zu Morlaix eilte, geliebt und geachtet von Allen, keine andere Aussicht habend, als eines Tages eine ehrbare Familien-Mutter zu werden, aber glücklich in dieser Aussicht, der einzigen, die einem Mädchen ihres Standes wünschenswerth erscheinen konnte.

Dann verdunkelte sich das Bild. Penavaire kreuzt ihren Lebensweg, überrumpelt ihre jugendlichen Sinne, betrügt, verführt, entführt, verkauft sie . . . Von dem ehrbaren Mädchen ist nichts mehr übrig geblieben. Mit der Schnelligkeit des Blitzes sinkt sie zur letzten Stufe der Deklassirten herab. Sie muß ihre Familie fliehen, um für den Augenblick ihre Schande zu verbergen. In wenigen Tagen hatte sie den Mann besser kennen gelernt, als sie es sonst in ihrem ganzen Leben hätte thun können. Sie weiß jetzt, daß er ein niedriges Geschöpf ist, kriechend wenn er begehrt, drohend wenn er mißachtet, geleitet bloß von der Heftigkeit seiner Leidenschaften und nicht von der Aufrichtigkeit seines Herzens.

Ein junges, unschuldiges und schüchternes Mädchen war sie gewesen . . . jetzt fühlt sie sich als Weib, als falsches und kühnes Weib.

Dvonnnes Lehren hatte sie beherzigt.

Die Bäuerin in ihr hat einer zu Allem entschlossenen Dirne Platz gemacht. Sie wird vor Paris nimmer erschrecken. Früher, wenn sie von der Hauptstadt reden hörte, riß sie die Augen auf und fragte sich, wie diese Wunderstadt wohl beschaffen sein möge, in der man nicht zehn Schritte machen könne, ohne sich zu verirren. Jetzt setzte diese Stadt sie nicht mehr in Erstaunen. Von den Höhen von Bellevue hatte sie dieselbe vorhin zuerst gesehen und sie hatte mit ruhigem und sicherem Blick auf die Riesin geschaut. Sie wußte, daß Paris vor Allem die Stadt der schönen Mädchen sei und Das genügte ihr. Sie fühlte sich genügend gerüstet, um sich da niederzulassen und den Kampf aufzunehmen.

Und während sie so ihren Gedanken nachhing, irrten ihre Augen über den ziemlich menschenleeren Boulevard, der unter ihren Fenstern sich hinzog. Ein wirrer Lärm, der Athemzug der großen Stadt, drang bis zu ihr herauf, während die Pfeifen der vorbeirasenden Lokomotiven ihr schier die Ohren zerrissen und das Rütteln der Maschinen die Fensterscheiben erzittern machte.

Dieses fast ununterbrochene Rütteln rief sie zur Wirklichkeit des Lebens zurück. Sie richtete sich auf, schüttelte sich und murmelte vor sich hin:

— Aus ist's! Von der kleinen Marion, wie sie in Morlair gewesen, ist nichts mehr übrig geblieben. Marianne Penavaire hat sie überlebt, eine Marianne mit gepanzertem Herzen. Ich will an Morlair gar nicht mehr denken, auch nicht an Rennes. Was Jacob betrifft, den Einzigen, den ich bedauere, so muß ich auch ihn vergessen. Ein neues Leben beginnt für mich . . . Ich muß es zu nützen wissen. Dank diesem Herrn Durand werde ich in Paris Wohnung und Nahrung gesichert haben. Das ist schon viel. Für den Rest muß ich selbst sorgen. Wie spät ist's jetzt? Sechs Uhr. Wohl; ich habe Zeit, noch vor dem Diner Dasjenige zu thun, was Herr Durand mir gerathen hat.

Sie holte eine kleine Briefftasche hervor und fand darin ein Tausendfrancs-Billet. Sie wandte es hin und her, betrachtete es und sagte:

— Das soll tausend Francs sein . . . ein Stück Papier, für das Alles zu bekommen ist: Bäcklinge, niedrige Schmeicheleien, Achtung.

Sie schob die Geldbörse wieder in ihre Tasche und fuhr in ihrem Selbstgespräche fort:

— Als ich hier ankam, haben Alle mich begrüßt. Der Wirth und der Kellner zeigten sich so dienstwillig und nannten mich laut: Madame! Ach, wie gut ist es doch, nicht als Meze angesehen zu werden!

Sie setzte ihren Hut auf und trat vor den Spiegel.

— Ich muß gestehen, murmelte sie, daß ich neben den Damen, die ich vorhin im Bahnhofe sah, wie eine arme Provinzlerin aussah . . . Aber Das soll bald anders werden.

Sie trat auf den Gang hinaus und schritt die Treppe hinab. Ohne Zögern trat sie in das Bureau des Gasthofes und wandte sich an eine Dame, die ihr die Herrin des Hauses schien:

— Madame, ich möchte nach den Magasins du Bon Marché . . . Wie soll ich Das anfangen?

— Sie kennen Paris nicht?

— Nein, es ist zum ersten Male, daß ich hier bin.

— Da ist am besten, Sie nehmen einen Wagen. Der Hausdiener wird einen holen.

— Sehr gütig.

Fünf Minuten später rollte Marion nach dem großen Kaufladen, welchen Herr Durand ihr bezeichnet hatte.

Mit einer Leichtigkeit, die sie in Erstaunen setzte, fand sie im Bon Marché Alles, was sie brauchte: Hüte, Kleider, Leibwäsche. Sie bezahlte ihren Einkauf mit ihrem Tausendfrancs-Schein, auf welchen sie nur hundertfünfundzwanzig Francs herausbekam. Dann kehrte sie mit ihrem Einkauf, der ein ziemlich großes Bündel ausmachte, nach dem Gasthofe zurück.

Sie warf sogleich ihre Provinzkleidung ab und zog sich nach der Pariser Mode an.

Marie war nicht zu erkennen; die Kleidung ließ ihr wunderbar. Sie lief zum Spiegel, wo sie einen Ausruf der Befriedigung ausstieß.

— Man würde mich für eine Dame halten, sagte sie, für eine wirkliche Dame.

Sie ging mit stolzer Haltung im Zimmer auf und ab, kokett ihre Schleppe aufhebend, die sich leicht am Boden nachzog.

Marie war in der That wahrhaft schön in dieser Kleidung; überdies trug sie die neue Toilette ohne jede Ungeschicklichkeit.

— Jacob wäre nicht wenig erstaunt, mich so zu sehen, sagte sie sich.

Das war Alles . . . Sie trat wieder vor den Spiegel, um einen riesengroßen Federnhut aufzusetzen.

Das ganze Zimmer war mit Schachteln angefüllt, auf allen Sesseln lagen Sachen umher. Marie legte nichts wieder an seinen Platz; es drängte sie hinabzugehen und sich bewundern zu lassen.

Herr Durand hatte ihr empfohlen, ihre Mahlzeiten an der Tafel des Gasthofes zu nehmen. Sie befolgte diesen Rath und begab sich in den Speisesaal.

Da sie etwas verspätet war, erhoben sich einige elegante Herren, um ihr Platz zu machen. Dies schmeichelte ihr.

Sie aß mit sehr gutem Appetit, war nicht genirt, dankte geziemend den Nachbarn, die sich um sie bemühten und spielte wunderbar die Rolle einer jungen Frau, die nur augenblicklich allein ist.

Nach beendigter Mahlzeit zog sie sich zurück, entzückt von der Wirkung, die sie hervorgebracht.

Sie wußte nunmehr, daß sie an den Männern nur Bewunderer finden würde.

In dem Augenblicke, als sie zu ihrem Zimmer hinaufsteigen wollte, überreichte man ihr eine Depesche.

Ein kaum merkliches Lächeln des Stolzes umspielte ihre Lippen.

Die Depesche enthielt Folgendes:

„Ich komme morgen Abends mit dem Fünf-Uhr-Zuge. Ich brenne vor Sehnsucht nach Dir.“

Bonard.“

Bonard war der Name, welchen Herr Durand in seinem brieflichen Verkehr mit Marion angenommen hatte.

Marion faltete die Depesche zusammen und stieg die zwei Stockwerke empor, die sie von ihrem Zimmer trennten, indem sie sich sagte:

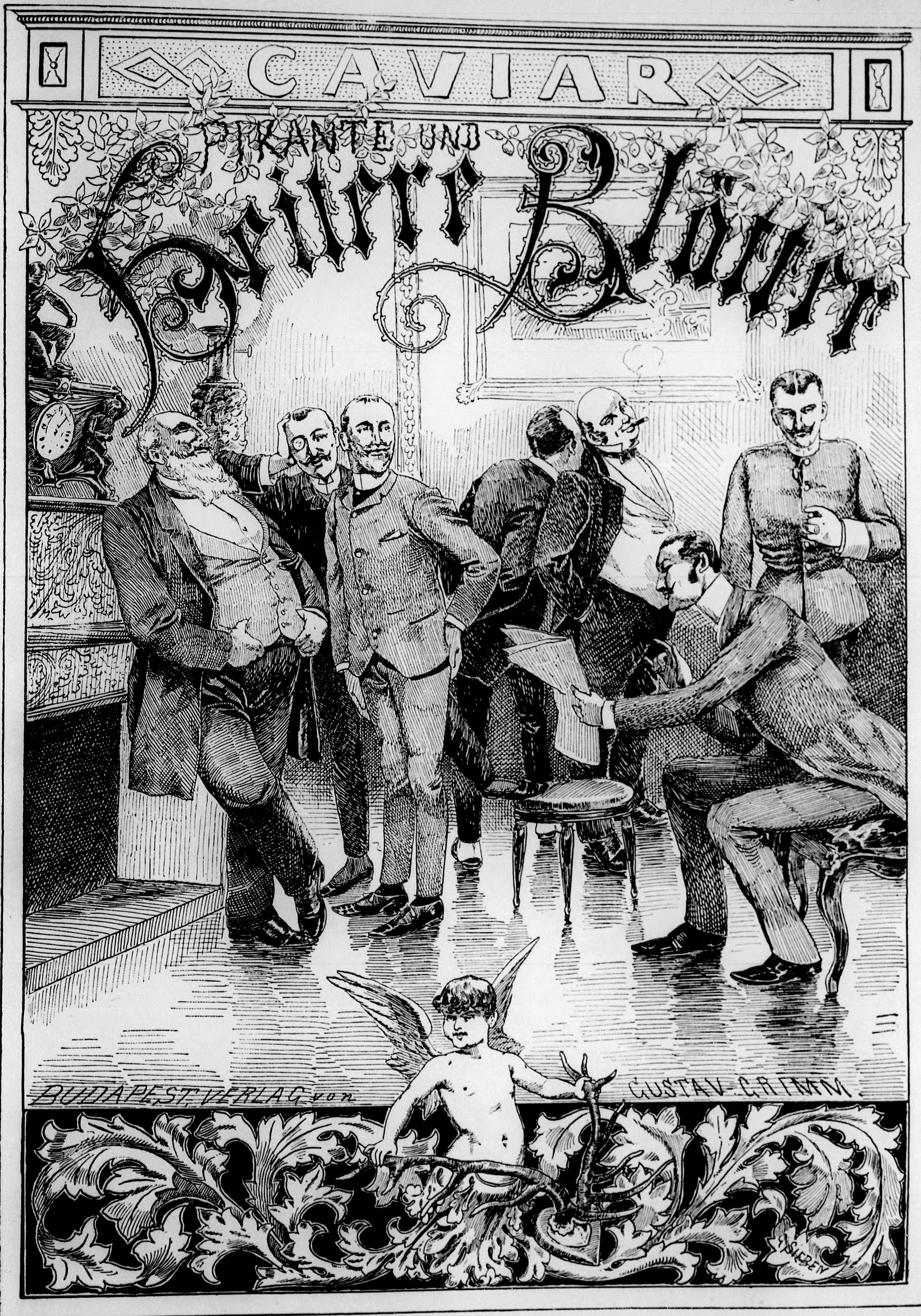
— Morgen Abend um fünf Uhr . . . es sei! Er wird mich bereit finden. Aber ich rathe ihm, die Dinge gut und rasch zu machen und mir dann meine Freiheit zu lassen, d. h. nur von Zeit zu Zeit wiederzukommen. Einstweilen will ich mich ausruhen, denn ich sinke vor Müdigkeit schier um.

Es schlug neun Uhr. Sie ging zu Bette, ohne daran zu denken, im Zimmer ein wenig Ordnung zu schaffen.

Sie schlief bald ein und träumte von herrlichen Toiletten, von Juwelen, Pferden, Karossen, einem Palaste, Bedienten und von Männern, die sie mit ihren Launen regierte.

Sie schlief in einem Zuge die ganze Nacht.

(Fortsetzung folgt.)



Er scheint in 18 Heften. — Subscriptionspreis für das Heft 50 kr. ö. W. (in Oesterreich-Ungarn) = 90 Pf. (in Deutschland).
Für alle anderen Länder erhöht sich der Preis um den entsprechenden Portofuschlag.

Im Verlage von **Gustav Grimm** in **Budapest**

ist soeben erschienen und

durch alle **Buchhandlungen** zu beziehen :

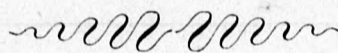
LÜGEN.

Roman von

PAUL BOURGET.

Autorisirte Uebersetzung von **A. HANNY.**

☞ Ein starker Band 1 fl. 80 kr. ö. W. = 3 Mark. ☜



Physiologie der modernen Liebe.

Nachgelassene Fragmente eines Werkes von **Claude Larcher**, gesammelt und herausgegeben
von seinem Testamentsvollstrecker

PAUL BOURGET.

Autorisirte Uebersetzung von **OTTMAR DITTRICH.**

☞ Ein starker Band 1 fl. 80 kr. ö. W. = 3 Mark. ☜



PAUL BOURGET, der hervorragendste Schüler **Emil Zola's** bietet in seinem Roman „**Lügen**“, der im Original („mensonges“) ungeheuren Erfolg erzielt hat, mit Geist und Witz, mit scharfer psychologischer Auffassung und jener unnachahmlichen französischen Grazie vortreffliche Schilderungen aus dem französischen Leben der Gegenwart.

„**Die Physiologie der modernen Liebe**“, von der Kritik eines der allerseitsamsten Bücher genannt, wird alle Leser der Bücher von **Stendhal**, **Michelet**, **Mantegaza** interessieren.

